

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 7

Juli 1932

Jahrgang IX

DIE WEINBERGBRÜDER

Von Paul Barsch

Frau Barsch-Muthreich, die Gattin des Dichters, sendet uns aus seinem Nachlaß die hier folgende Erzählung, die Paul Barsch noch für die Schlesischen Monatshefte druckfertig gemacht hat

Als blutjunger Weltfahrer kam ich im Jahre 1879 nach Breslau, geriet in die Werkzeugfabrik von Richard Standfuß und blieb darin haften. Die Fabrik befand sich in einem Nebengäßchen des damals noch spärlich bebauten und recht vernachlässigten äußeren Teiles der Matthiasstraße. Bei Georges nebenan fand ich ein Unterkommen, und dort war ich gut aufgehoben, obgleich ich mich in der Enge meines Wohnkammerchens zwischen Bett und Wand, Koffer und Stuhl kaum bewegen konnte. Der Familie erging es nicht besser. Nur über eine kleine Stube verfügte sie, und die mußte als Wohnung, Schlafräum und Küche dienen. Aber die Hausfrau verstand die Kunst, sich einzuschränken, und neben anderen fraulichen Tugenden hegte sie eine leidenschaftliche Liebe zur Sauberkeit und einen schwärmerischen Schönheitssinn.

Herr George, ein stiller, gradsinniger und gutherziger Mann, war Schlosser und Musikant. Er arbeitete für Wochenlohn bei der Eisenbahn und Sonntags erwarb er sich im Gasthause zum Weinberge als Mitglied einer Musikkapelle den notwendigen Nebenverdienst. Seine Frau trug ihm dann das Abendbrot hin.

Vor jedem dieser Gänge bebte sie in Angst. Sie erzählte mir, daß sich an Tanzabenden auf der Straße vor dem Weinberge und in dem Gäßchen, durch das ihr Weg führte, regelmäßig allerlei bösesartiges Volk aufhalte, und daß sie oft schon Anfechtungen schlimmer Art erduldet habe. Das ging mir so zu Herzen, daß ich mich erbot, sie zu begleiten. Gern gab ich ihr zu liebe das beste Stück meiner Sonntagsfreiheit hin.

Als ich zum ersten Male mit ihr den Tanzsaal betrat, führte sie mich durch das Gewoge der Gäste nach dem Hintergrunde. Der war in halber Saalhöhe von einem Holzgerüst überdacht, auf dem die Musikanten ihre Tanzweisen schmetterten und der ein Hemmnis bildete für die Lichtstrahlen, die von einer ruhigen Petroleumlampe herab den Tanzplan erhellten. Dort im Halbdunkel stand ein langer, rohgezimmerter Tisch. An ihm ließen wir uns nieder und warteten auf Herrn George. Meine Begleiterin belehrte mich, daß wir Geduld haben müßten, weil es manchmal recht lange dauere, bis er Zeit finde, herunterzukommen, um ein paar Bissen zu schlucken. Mir zum Troste fügte sie hinzu, daß wir uns an einem Platze befänden, an dem wir nichts zu fürchten hätten, von versoffenen Kerlen angequatscht und angetatscht zu werden.

Kaum hatte sie so gesprochen, da näherten sich uns zwei junge Burschen. Sie setzten sich neben uns auf die Bank, würdigten uns jedoch keines Blickes, auch keines Grußes. Sonntäglich sauber sahen sie aus, und dennoch wüst und verwogen. Kennzeichnend für sie waren ihre ballonartig aufgeblähten Mützen, ihre wulstigen roten Halstücher und die Eberzähne an ihren Uhrketten. So schmückte sich eine Sorte vorstädtischen Jungwuchses, die als roh und gefährlich galt.

Neue Gestalten gleicher Art gesellten sich zu uns, und der Kreis um den Tisch vergrößerte sich beängstigend. Alle bezeigten ein finsternes und wichtigtuerisches Gewese, und alle hielten es für standesgemäß, sich untereinander nicht in Worten, sondern in kurz ausgestoßenen Grunztönen zu verständigen.

Nach einer Weile knurrte mich einer an. Bevor ich den Sinn seines Begehrens richtig zu fassen vermochte, flüsterte mir Frau George zu: „Bestelln Se' n Liter Kurn!“

Ich nickte zustimmend, und schon flog der Ruf durch den Saal, daß ein Liter Korn gewünscht werde. Die Flüsterworte waren also nicht allein von mir verstanden worden.

Von der großen Flasche Korn mußte ich, der Spender, den ersten Schluck nehmen. Dann ging sie von Hand zu Hand und von Mund zu Mund, bis sie geleert war. Schweigend verstreute sich die Gesellschaft, und wieder saßen wir allein, meine Schlafwirtin und ich.

„Ach, wie gut, daß Sie den Schnaps spendiert haben!“ sagte sie und seuffzte dabei erleichtert auf. „Ich hatte Todesangst.“

Dankbar drückte sie mir die Hand, und das tat mir wohl. Dennoch war mir speiübel zumute. Die Luft stank, und der Dunst hatte sich derart verschlimmert, daß ich die tanzenden Paare immer erst sehen konnte, wenn sie aus nebelgrauem Gewölk in unsere Nähe gelangten. Ach, und mein schönes Geld! Ausgegeben für Säufer, die mich nichts angingen! Bei einem Wochenverdienst, der zwischen sieben und zwölf Mark schwankte! Käme doch bald Herr George!

Er kam! Quietschend vor Hunger, wie er sagte. Die Tanzpausen würden immer kürzer. Mit seinem Abendbrotpaket und dem Kaffeekrüge verschwand er an der Tür des Treppenschlages. Nun fort mit uns! . . . Gierig sog ich auf der Straße die frische Luft ein.

Acht Tage später wiederholte sich der Graus. Wieder begleitete ich Frau George in den Weinberg. Wieder versammelten sich die rüden Gesellen an unserem Tische, wieder sofften sie auf meine Kosten, wieder betäubte mich der Pestgeruch.

Beim dritten Male versuchte sie zaghaft, eine Beisteuer zum Schnapsopfer zu leisten. Ich aber gab ihr stolz zu verstehen, daß ich mich in meiner Ritterpflicht nicht beirren lasse. Hinterdrein schlug ich mich heimlich mit der Faust an den Schädel und verwünschte mich mitsamt meiner Dummheit zum Geier.

Es gab kein Entrinnen, soviel ich auch sann. Verbrecherisch wär's gewesen, der lieben Frau den Sonntagsdienst aufzusagen. Ich blieb ihr treu, litt für sie und zahlte.

Wieder saßen wir harrend im Weinberge. Meine Gefährtin blickte bekümmert ins Gewühl der Tanzgäste. Sie wunderte sich, daß unsere Freunde nicht herkamen, hielt das für ein schlimmes Zeichen und zermarterte sich den Kopf mit der Frage, was wir ihnen zuleide getan hätten. Bittend ermahnte sie mich zur größten Vorsicht. Wer dieses Pack zum Feinde

habe, sei seines Lebens nicht mehr sicher. Als ihr Mann erschien, sprach sie zu ihm von ihrer Besorgnis, und auch er hielt das Verhalten der Bande nicht für geheuer. Behutsam stahlen wir uns davon und flüchteten heimwärts.

Auf ihren Wunsch hin begleitete ich tags darauf in der Mittagstunde den Wilhelm Brünnig aus der Fabrik bis zu seiner Wohnung. Der war ein alter Süffel, zugleich aber der Friedfertigste und vielleicht auch der weiseste Mann in seiner Stadtgegend. Er fühlte sich heimisch in drei oder vier Schnapskneipen, kannte sämtliche Stammgäste und deren Geheimnisse, vertrug sich mit allen, verriet keinen, wußte bei Händeln und Schlägereien klug zu begütigen und galt allgemein als ein bewährter Ratgeber. Von ihm hieß es in der Fabrik, er müsse, damit die Arbeit unter seinen Händen gedeihe, besoffen sein. Ihn zog ich in der Angelegenheit, die meiner Frau Wirtin schwarze Sorgen verursachte, zu Rate. Schweigend ging er neben mir her und vor seiner Haustür verließ er mich mit den Worten:

„Richtiggemacht' hast de's! Drei Liter — das ist zünftig eingekoft. Da tun euch beeden die Brüder nischte mehr. Wärste knickerig gewesen, so hätten se dir's gezeigt, wie's is, wenn eener seine Knochen im Schnupptüchel heem trägt.“

Das Geld reute mich nicht länger. Frohlockend verkündete ich dem Ehepaare die erlösende Botschaft. Frau George rang die Hände und dankte Gott.

Der liebste Tag einer jeden Woche war für mich der Mittwoch. Er führte mich in die innere Stadt, in den Verein Breslauer Dichterschule. Dort im Kreise würdiger Kaufleute, Beamter, Rechtsanwälte, Zeitungsleiter, ehemaliger Offiziere und sonstiger Persönlichkeiten, die sich in ihren Freistunden als Dichter betätigten, genoß ich eine Gastfreundschaft, bei der ich mich jedesmal in eine Welt von unendlicher Schönheit versetzt fühlte. Haften blieb ich, bis die letzten Spätlinge schieden und der Kellner die Lichter ausblies. Dann lief ich, bereichert durch neues Wissen und berauscht vom Nachgenuß der Gedichte, der weisen Reden und der Späße, die ich vernommen, flink wie ein Wettläufer durch die mitternächtlich stillen Straßen dem Odertore zu.

So geschah es auch in jener finsternen Herbstnacht. Als ich am äußersten Ende der Matthiasstraße zu der Stelle gelangte, wo ein Fußpfad linksab an einem Kohlenhofe vorbei zur Seitengasse führte, geriet ich beim Abschnellen in ein Rudel männlicher Gestalten und bevor ich ausweichen oder ein Wort sagen konnte, trafen mich Faustschläge und Stockhiebe. Taumelnd sank ich nieder und während mich ein paar Hände an den Haaren zerrten und Füße auf mir herumstampften, rief einer flehentlich mit gepreßter Stimme: „Lußt'n sein, lußt'n sein! 's is der Georgen ihrer!“

Sogleich hörte das Schlagen, Raufen und Treten auf, kräftige Arme hoben mich empor, ein kurzes, mir unverständliches Beraten erfolgte, zwei der Gesellen bemächtigten sich meiner und begleiteten mich behutsam durch das Gäßchen und in den Hof meiner Behausung. Dort nahmen sie mir den Hausschlüssel und den Stubenschlüssel ab, schlossen die Türen auf, stützten mich beim Besteigen der Treppen, schoben mich in die Stube, warfen die Schlüssel neben mich auf den Fußboden und trabten polternd davon.

Frau George war aus dem Bette gesprungen, und als sie erkannte, wer ich sei, schlug ihre Angst in Zorn um. Sie überhäufte mich mit Vorwürfen und Anklagen und beteuerte, daß

sie an allen Gliedern zitterte, weil sie geglaubt habe, Räuber und Mörder seien eingebrochen. Mich hörte sie nicht an, und so schwieg ich, tastete nach den Schlüsseln, schleppte mich hinunter zur Haustür, schloß sie ab, kroch auf allen Vieren aufwärts, verriegelte die Stubentür und tappte nach meiner Kammer.

Zwischen den Eheleuten war Kampf ausgebrochen. Herr George schrie, daß er Ruhe haben und schlafen wolle, sie aber bemühte sich jammernd und schimpfend, ihn auf die Beine zu bringen. Deutlich habe sie bemerkt, daß fremde Kerle mit mir hereingekommen seien.

„Ich bin allein hier!“ rief ich. „Die Weinbergbrüder haben mich überfallen.“

„Wie? — Was? — Überfallen? — Die Weinbergbrüder?“

Ich berichtete, auf meinem Bette sitzend, den Verlauf der Begebenheit, ausführlich und mit allen Einzelheiten. Um besser lauschen zu können, öffnete sie die Kammertür. Sie fragte, suchte zu erraten, wer die beiden Kerle gewesen seien, die mich in die Wohnung gebracht hatten, und stimmte mit mir darin überein, daß es gute Bekannte gewesen sein mußten, da sie im Hause genau Bescheid gewußt hätten.

Anderen Morgens fiel mir das Aufstehen schwer. Schmerzen in den Gliedern bekundeten, daß mich die Weinbergbrüder böse zugerichtet hatten. Hastig wusch ich mir den Schlaf aus den Augen, und als ich grüßend in die Stube trat, erstarrte meiner Frau Wirtin der Gegengruß auf den Lippen.

„Wie sehn Sie denn aus? . . .“

Sie zog mich zum Spiegel, und der zeigte mir, daß mein Gesicht geschwollen und mit geronnenem Blut besudelt war. Beim Abwaschen der Krusten half sie mir mütterlich, und die Wundstellen bestrich sie mit Balsam. Ihr Mann meinte, solche Sachen kämen so oft vor, daß sich's nicht lohne, darüber zu reden, sie hingegen verwünschte das rohe Nachtgesindel in allen Tonarten und war dennoch aller Freuden voll bei dem Gedanken, daß ich mich und sie durch Schnaps losgekauft hatte. Ungeachtet meines traurigen Zustandes ging ich in die Fabrik.

Dort vernahm ich schauerhafte Dinge. Meine Kameraden raunten sie einander geheimnisvoll zu. In der Nacht seien zwei Pferdehändler aus dem Oelser Kreise drüben auf der Straße beim Kohlenplatz angefallen worden. Einer habe am Zaun im Gässel gelegen, zuschanden gehauen, der andere sei zur Hundsfelder Brücke geschleift und über das Geländer ins Wasser geworfen worden. Ein wohlbekannter Barbier aus der Nachbarschaft, der von seiner Braut kam, habe das Schweineglück gehabt, den Fäusten der Bande zu entwischen und sich unbemerkt langhin in den Graben zu werfen. Früh sei er mit verbundenem Schädel in den Laden gegangen. Noch andere Blutgeschichten drangen mir zu Ohren, die meisten nur bruchstückweise. Die Namen der Übeltäter wurden nicht genannt, obwohl die Erzähler sich rühmten, sie zu kennen. „Nur die Flappe halten!“

Ich zügelte meinen Mitteilungsdrang und zog es vor, die Flappe zu halten. Neugierige Frager, die wissen wollten, wer mir das Gesicht zerkratzt habe, belustigte ich durch eine Schilderung, wie ich nachts im Hofe den Weg verfehlte und im Garten in die Schlehdornhecke stürzte.

Wenige Wochen nach jenen Ereignissen kamen eines Vormittags drei Schutzleute zu unserem Werkführer, ließen den Tischlergesellen Kargol herbeirufen, legten ihm Hand-

schellen an und führten ihn ab. Kargols Hobelbank stand neben der meinen, und ich hielt ihn für den besten und treuesten meiner Gefährten, obwohl wir außerhalb der Werkstatt nie miteinander verkehrt hatten. Bei jeder schweren Arbeit, gegen die sich mein schwächerer Körper sträubte, war er mir ungerufen zu Hilfe geeilt, und ich bildete mir ein, daß ich ohne ihn nicht bestehen könne. Nach meiner sicheren Überzeugung hatten sich die Schutzmänner an einem schuldlosen, ja sogar edlen Menschen vergriffen. Ich rannte zum Werkmeister und beschwor ihn, mit mir zur Polizei zu gehen und Zeugnis für Kargol abzulegen. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Mir hat's geahnt. Zu Ihnen hielt er, weil Sie sich im Weinberg eingekauft haben. Gehen Sie nur hübsch ruhig an Ihre Arbeit und mucksen Sie nicht!“

Wie betäubt zog ich ab.

Länger als ein Jahr noch blieb ich bei Georges, und während dieser Zeit schwirrten oft Gerüchte von nächtlichen Überfällen, polizeilichen Nachforschungen und harten Gerichtsurteilen in unserer Gegend umher. Wir selber blieben unbehelligt und verloren nach und nach die Furcht vor den Weinbergbrüdern. Manchmal noch bin ich ihnen zu mitternächtiger Stunde begegnet, und es geschah dann wohl, daß sie mich verdächtig anschielten. Angehalten aber hat mich keiner. Frau George bedurfte bei ihren Sonntagsgängen nach dem Weinberge meines Schutzes nicht mehr. Wir waren eingekauft und zählten mithin selber zu der Gilde.

Heinrich Thielmann:
Bahnübergang



Aus der Ausstellung
der Freien Künstler-
Vereinigung Breslau

Das Ehrenmal der Feldartillerie

Am 29. Mai d. J. fand in Breslau die feierliche Einweihung des Gefallenen-Ehrendenkmal für das Feldartillerie-Regiment Nr. 6 von Peucker statt. Das neue Denkmal entstand nach den künstlerischen Projekten und unter Leitung des Breslauer Malers und Architekten Professor Utinger bei reger Mitarbeit der Bildhauerin Frau E. Roediger, gleichfalls seit vielen Jahren in Breslau tätig. Einen angemessenen Aufstellungsort ergab die Gartenanlage des Matthiasplatzes unweit der ehemaligen Artilleriekaserne. Da die Stadt zu gleicher Zeit einen bereits beabsichtigten Umbau dieser Anlage Utinger überließ, bot sich diesem eine glückliche Gelegenheit, Denkmal und Umgebung aus einem einheitlichen Entwurf heraus zu gestalten.

Die Wege der neuen Grünanlage führen am Kinderspielplatz und am Ruheplatz vorbei auf das Denkmal zu, das die eine Schmalseite der Gartenfläche betont und schließt. Das Denkmal der toten Helden steht also nicht isoliert, sondern von Menschen und ihrem täglichen Treiben umgeben und dennoch über diese Umgebung als geweihter Ort dominierend.

Ein Kriegerdenkmal stellt an und für sich kein Problem ausnahmslos künstlerischer Natur dar. Vielmehr soll es in künstlerischer Form so mannigfache Vorstellungen allgemein-menschlicher Art aufnehmen, wie kaum ein anderes Werk. Es verkörpert in sich Erinnerungen an eine Vergangenheit, die von der Gegenwart noch unlösbar ist, und doch muß es auch an Generationen sich wenden, deren Leben später begann. Es spricht zu den meisten, die die Kriegereignisse mitgemacht haben, die intime Sprache eines persönlichen Erlebnisses; zugleich soll es über das Persönliche hinaus das heroische Wort des allgemeinen Schicksals, der Ehre und des Opfers verkünden.

Utinger glaubte solchen Forderungen des Objekts dadurch zu entsprechen, daß er im Sinne des Auftraggebers eine Schilderung aus der Geschichte des Regiments vor Augen brachte, dabei aber die Darstellung auf das Typische und Notwendige einschränkte; zu den formalen Ausdrucksmitteln gesellte er die der symbolischen Deutung.

Das Denkmal, ein kreisrunder, vorn weit geöffneter Bau, um einen alten Ahornbaum aufgerichtet, wird von zweieinhalb Meter hohem Mauerwerk aus Muschelkalkbeton umgeben, dessen innere Fläche mit durchgehender Reliefschilderung besetzt ist. Diese Schilderung kann nicht als Ganzes von einem Punkte aus übersehen werden; man soll vielmehr den geschwungenen Bogen der Wand entlang gehen und die Darstellung ihrer Entwicklung nach ablesen: Von rechts stürmt auf einem Sechsgespann eine Wehrmannschaft heran, von einem Vorreiter geführt; sie alle aber leitet ein schwebender Adler — Sinnbild des machtvollen einheitlichen Geistes, der sie beseelt. Der Reiterzug eilt zu Hilfe den Kameraden am Geschütz, die mit Kräfteanspannung der feindlichen Gefahr entgegenstehen. Opfer sind gefallen — ein toter Krieger vor dem Geschütz symbolisiert sie; die eine Hand des Darniederliegenden bleibt wie zu einem Schwur gestreckt, feindliche Flammen, die ihn vernichtet haben, lodern auch seinen Kameraden entgegen. Bei der äußeren Durchführung der Komposition wurde ein bewußter Gegensatz zwischen der Fülle und Bewegung der Gruppe der Reitenden rechts und der größeren Übersichtlichkeit und Ruhe in der linken Bildhälfte, die im Toten gipfelt, erstrebt. Der Inhaltsreichtum der Darstellung verlangte, um ein Zuviel der Wirkung zu vermeiden, nach einer äußerst knappen Behandlung der Form. Es wurde die zeichnerische Technik eines Flachreliefs gewählt, in dem die Figuren die gleiche Höhe wie der Untergrund haben und allein die Konturen durch harten Meißelschnitt vertieft liegen. Unterschiede in der Schärfe des Schnittes bewirken Abwechslungen in der perspektivischen und farbigen Wirkung der Zeichnung.

Dr. L. B.

Das
Ehrendenkmal
der
Feldartillerie



Rechte Seite



Linke Seite

Schlesische Staupsäulen, die erneuert wurden

Von Architekt Fritz Wiedermann

Für die Zeugen des mittelalterlichen Rechtswesens hat die Neuzeit ein aufmerksames Auge. Die Heimatforschung ist bemüht, in Stadt und Land die alten Zeichen zu erhalten oder gar verborgene Schätze wieder zu entdecken. Ganz im Gegensatz zum vorigen Jahrhundert, das diese Zeugen als „Kinder des finsternen Mittelalters und der Barbarei“ ansah und bestrebt war, sie zu verstecken oder öfter noch zu vernichten. So ist auf diese Weise manches wertvolle Stück verlorengegangen. Erst die Neuzeit hat sich mit Liebe und Aufmerksamkeit diesen Dingen zugewandt und versucht, ihre Geschichte und ihre Bedeutung zu erklären. Nicht um der Historie willen ist die Forschung tätig, sondern um Verständnis für die Welt unserer Vorfahren zu erwecken. Noch gehen heute viele Volksgenossen ohne Anteilnahme an diesen Zeichen vorbei; und doch können die steinernen Zeugen, mehr als jedes Buch es vermag, mit anschaulicher Breite von vergangenen Tagen erzählen. Wir sollten mehr auf diese Zeichen hören, um aus der Vergangenheit zu lernen.

Die jüngste der wiederhergestellten Staupsäulen finden wir in Trachenberg, der schlesischen Grenzstadt (Abb. 1). Seit dem 13. Jahrhundert ist dort eine Staupsäule bekannt; die heute noch vorhandene wurde im Jahre 1683 angefertigt. Von ihrem ursprünglichen Standort, der Ostecke des Ringes, wurde sie im Jahre 1816 vor das Tor verbannt und geriet allmählich in Verfall. Erst im Vorjahre erinnerte man sich wieder des alten Wahrzeichens und gab einem Bildhauer den Auftrag, die Säule wiederherzustellen. Nun steht sie seit einiger Zeit wieder an ihrem alten Platz am Ringe. Der schlanke Schaft zeigt noch die alten Ringe, die zum Anbinden der Sünder bestimmt waren. Das Kapitell krönt ein Rutenmann, ähnlich wie er auf der Breslauer Staupsäule zu sehen ist. Rute und kurzes Richtschwert deuten auf sein schreckliches Handwerk hin.

Eine andere Staupsäule ist in Rückers im Kreise Glatz wieder aufgerichtet worden. Aus grauem Sandstein ist die schlanke Säule gefertigt, ihre Kunstformen weisen auf die Renaissance als Zeit der Herstellung hin. Vor einigen Jahren ist die alte Staupsäule in Rothsürben im Landkreise Breslau wieder aufgefunden worden (Abb. 2). Sie lag versteckt unter Buschwerk und Schutt im Garten eines Bauerngehöftes und wurde vor der evangelischen Kirche, nahe beim Schulplatz, wieder aufgestellt. Außerdem sind noch einige Reste alter Staupsäulen vorhanden, die eine pflegliche Beachtung verdienen. Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse sich nur ein wenig bessern, dann werden die Heimatfreunde verlangen, daß auch sie wiederhergestellt und ihre ehemaligen Plätze zieren werden.

Das Verdienst, die schlesischen Staupsäulen gesammelt und erforscht zu haben, gebührt dem Vermessungsrat Hellmich in Breslau, der als bester Kenner dieser Schätze gilt. Ihm verdanken wir die Kenntnis des Brauchtumes, ihm verdanken wir auch die Erforschung der anderen Zeugen der mittelalterlichen Gerichtsbarkeit, der Galgen, Gerichtstische und ähnlicher Dinge. Die Staupsäulen sind die Zeichen der städtischen Gerichtsbarkeit; wir finden sie aber auch in größeren Dörfern, die heute weniger bedeutend sind, die aber früher als Marktflecken gewisse Vorrechte besaßen. Um diese Privilegien, deren vornehmstes die freie Gerichtsbarkeit war, ist oft ein erbitterter, jahrelanger Kampf geführt

Schlesische Staupsäulen

1. Staupsäule in Trachenberg



233



2. Staupsäule in Rothsürben, Kreis Breslau

worden. Der Begriff der Hoheit und der Würde war an dieses Vorrecht geknüpft, und keine Stadt, kein Marktfläckchen ließ sich dieses Privileg rauben. Die Staupsäule war das sichtbare Zeichen dafür. Sie diente dazu, die kleinen Sünder zu bestrafen. Der „kleinen“ oder „niedren“ Gerichtsbarkeit fielen die geringen Strafen zu. Alle größeren Delikte gehörten zur „strengen“ oder „peinlichen“ Prozeßordnung, die nur den Städten und den Landesfürsten erlaubt war. So war eine klare Entscheidung zwischen den verschiedenen Vorrechten geschaffen.

Die Diebe, die bei kleineren Vergehen betroffen wurden, die Bäcker, die zu leichtes Brot gebacken, die Weiber, die es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nahmen, sie alle machten mit der Staupsäule Bekanntschaft. Sie wurden mit Ketten oder Riemen am Schaft der Säule festgehalten und bekamen vom Scharfrichter, dem Rutenmann, ihre Tracht Prügel. Schlimmer und schmerzhafter aber mag der Spott gewesen sein, den die lieben Mitbürger über den Sünder (oder noch lieber über die Sünderin) ergossen. Wer die derben Streiche der damaligen Zeit kennt, wer die mittelalterliche Späße auf alten Stichen verzeichnet findet, der weiß, was dem Sünder beschieden war. Auch die Gassenjungen waren nicht müßig, ihre „Kunst“ am armen Opfer zu beweisen.

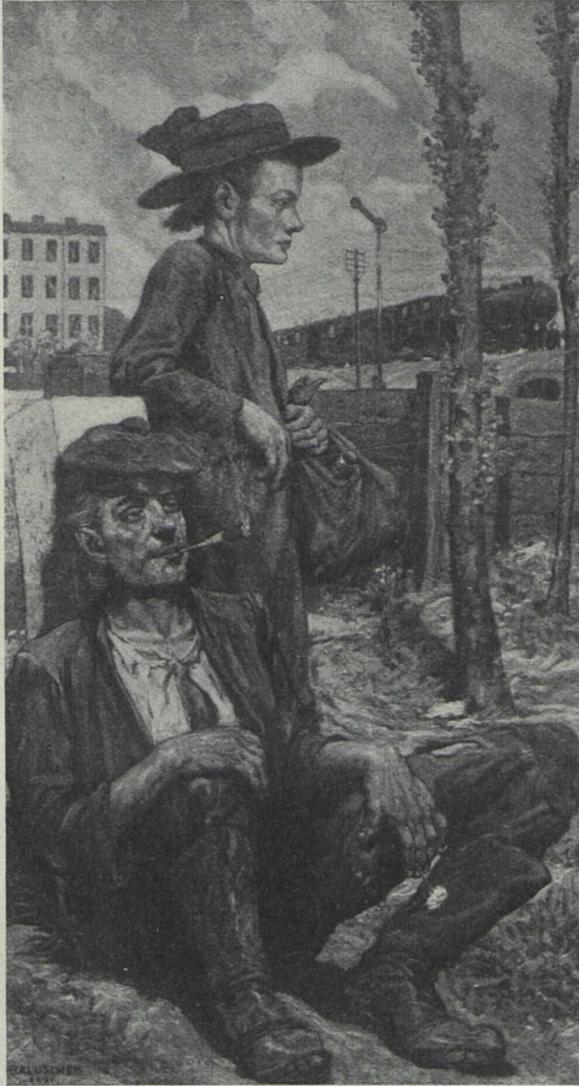
Das Strafmaß richtete sich nach dem Vergehen. Es begann mit einem Gang um die Staupsäule, der einem Spießrutenlaufen nicht nachstand. Dann folgte ein ein- oder mehrmaliges Anbinden von wenigen Stunden und schließlich die ärgste Strafe, ein tagelanges Einschmieden im Halsring und eiserne Stulpen. Diese Prozedur muß zu den qualvollsten Schindereien gerechnet werden. Wer ein zweites Mal mit dem Pranger nähere Bekanntschaft

machte, der wurde aus dem Lande gewiesen. Übrigens ist ja das Wort „anprangern“ auch im heutigen Sprachschätze noch lebendig geblieben, obgleich seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr zutrifft.

Wie oft heute hört man, daß im Volksmunde für gewisse Vergehen immer wieder statt eines umständlichen Prozesses und einer kurzen Freiheitsstrafe für einen Sünder gern eine Tracht Prügel oder ein paar Stunden Prangerstehen gefordert wird. So begreiflich diese spontane Erregung ist, so ist sie doch ein Zeichen barbarischen Denkens. Denn die Zeit der mittelalterlichen Gerichtsbarkeit liegt weit hinter uns. Wir wollen uns mit Stolz zur modernen Rechtspflege bekennen und wollen den Geist der Humanität fördern. Die alten Staupsäulen sollen uns mahnen, dem neuzeitlichen Gedanken Raum zu geben und nicht mehr in die primitive Denkart der Rache und der Strafe zu verfallen.



3. Staupsäule in Habelschwerdt



Hans Baluschek: Vagabunden

Phot. Hermann Boll

Der Maler Hans Baluschek und Schlesien

Von E. E. Wille

I.

Hans Baluschek, einer der Sichersten, Festesten in der lebenden Malergeneration, ist geborener Schlesier. Als er vor zwei Jahren 60 Jahre alt geworden war und andere ihn sehr feierten, hätte Schlesien noch mehr im Vordergrund der Gedenkenden stehen müssen. Wir geben das zu. Aber es lag bestimmt nicht daran, daß wir nicht zu weit vorn stehen wollten...

*

Ich fühle mich nicht berufen genug, von mir aus eine rein künstlerische Würdigung Baluscheks zu geben und stelle daher nur das kurz heraus, worüber die Welt sich einig an ihm ist: Abgesehen von Menzels einmaligem Versuch in seinem „Eisenwalzwerk“ muß Hans Baluschek als erster deutscher Maler angesprochen werden, der aufwies, daß die Stätten und

die Menschen der Massenarbeit künstlerisch gesehen und dargestellt werden können. Rund um das Toben der Massenarbeit kreist aber auch Not und Elend. Das wollte man zu Baluscheks Frühzeit noch nicht recht sehen, künstlerisch schon ganz und gar nicht. Er aber sah und zeigte es und hielt in allen Kämpfen um seine ehrliche künstlerische Linie tapfer aus, blieb unberührt von den wechselnden „Richtungs“-Kämpfen, sich selber treu bis heute, erst als Eigenbrötler bezeichnet, dann als fester Eigentyp gesichert. Er betrachtet seine Bilder als dokumentarisch für die Zeit, in der er lebte und lebt. Es sollen keine Guckkastenbilder sein. Eine Weltanschauung, die auf Grund angeborener Anlagen, rücksichtsloser Beobachtung, seelischer Erregung, geistiger Arbeit geworden ist, steht dahinter und bedient sich der Mittel der bildenden Kunst mit der Einschränkung, die von den ästhetischen Gesetzen dieser Kunst geboten ist.

Heinz Tovote, Franz Servaes, Willy Pastor, Otto Erich Hartleben, Paul Scheerbart, Richard Dehmel und vor allem Arno Holz waren seine literarischen Freunde, und das unterstreicht seinen Malertyp.

Nach ihm kamen andere deutsche Darsteller der Arbeit und des Elends, ganz große unter ihnen. Niemals aber taucht bei seiner Eigenart die Frage auf, ob sie ihn überholt haben. Andere Wege gingen sie, andere Mittel brauchten sie für das gleiche große Ziel: künstlerisch aufweisen, menschlich anklagen, persönlich helfen. Hans Baluschek als der erste Kündler dieses Dreirufes steht in Klarheit und Festigkeit da wie früher.

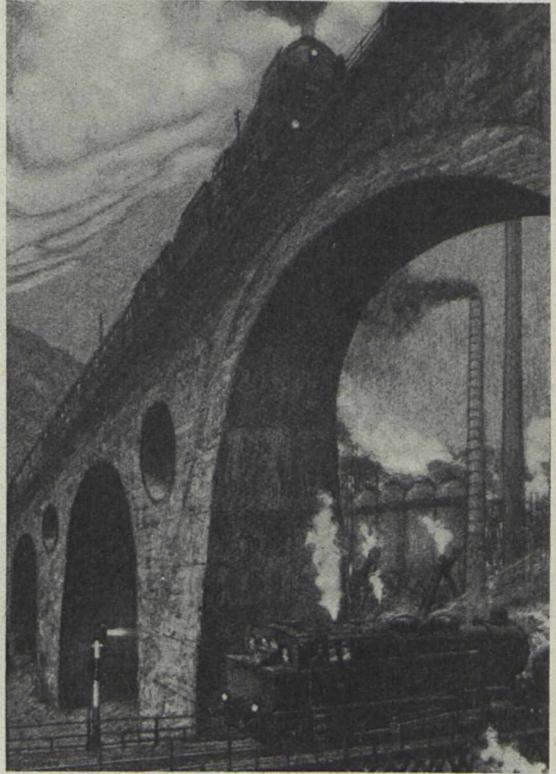
II.

Was nun den Menschen und Künstler Baluschek mit Schlesien verbindet, kann erst richtig verstanden werden, wenn vorher klar erkannt ist, wie auf Baluscheks erste schlesische Jugendzeit sein eigentliches Werden in Berlin zur Entwicklung kam.

In der Gegend des Kreuzbergs in Berlin spielten sich entscheidende Jugenderlebnisse ab, entstanden erste entscheidende Erkenntnisse.

Er, der Beamtensohn, kam mit proletarischen Menschen und ihren Nöten in innigste Berührung, bei den Spielen am Kreuzberg und bei den Besuchen der benachbarten Hasenheide mit ihren Biergartenkonzerten und „Volks“-Belustigungen in Buden und Zelten. „Schon als so junger Mensch“, sagt er selbst, „fühlte ich mich von diesem Trubel gequält; ein seltsamer Druck auf meiner Brust, ein unklares Gefühl von Schmerz und Ekel waren das Resultat dieser Sonntage, die mir manche spätere Zeichnung und manches spätere Bild gegeben haben.“ Viel gesehenes Elend verschaffte ihm ein immer stärker werdendes Gefühl für die Ungerechtigkeiten im Leben. Der Zeichenunterricht auf dem Gymnasium gab ihm nichts. Ganz von sich aus war er so weit gekommen, den Eindruck einer Beobachtung oder eines Erlebnisses in seinen Zeichnungen frei wiederzugeben. Die Berliner Ausstellung des großen realistischen Russen Wereschtschagin Anfang der 80er Jahre riß Baluschek dann mit Urgewalt in seine Bestimmung hinein. Nur daß nach bestandnem Abitur, als er jedem Beeinflussungsversuch für einen anderen Beruf widerstanden hatte, unter den Lehrern der von Anton von Werner geleiteten Hochschule keiner seine Bestimmung erkannte, bis er nach Jahr und Tag aus dem staatlichen Hochschulatelier hinauszog in die volle Freiheit und als unentwegter

Hans Baluschek: Die Bogenbrücke



Im Besitz des Preußischen Staates



Hans Baluschek:
Karussell in Oberschlesien

Phot. H. Boll

Wahrheits- und Wirklichkeitsseher und Wahrheits- und Wirklichkeitskünder in den Kampf zog gegen verdeckende Süßlichkeiten jener Zeit! Der erste Bundesgenosse und Freund war der Symbolist Martin Brandenburg. Als der Kampf um Baluschek schon hoch ging, traten Liebermann und Skarbina an seine Seite, luden ihn zur Ausstellung der „XI“ bei Schulte, Unter den Linden ein, und mit diesen beiden und andern war er dann Mitbegründer der aus der „XI“ hervorgehenden „Berliner Secession“. Die nennt er immer seinen Paukboden, auf dem er sich herausgepaukt hat bis zur Weltgeltung.

Aber was auch Berlin für Baluscheks Werden bedeutet haben mag: erstes Anklingen alles Späteren entstand in Schlesien. Und in der gesamten Folgezeit sich stets wiederholendes Hineinklingen schlesischer Eindrücke in sein Gestalten erzeugten die Besuche des Heimatlandes. — Das sei nun aufgewiesen.

III.

Hans Baluschek ist am 9. Mai 1870 in Breslau als Sohn des Regierungslandmessers Baluschek geboren. Sein Vater war der erste Beamte in einer sonst agrarischen Familie, die, einst aus der Ukraine gekommen, in Oberschlesien und darüber hinaus saß, entweder als Besitzer oder Pächter großer Güter. Namen wie Studzina, Kamin, Prondy, Tarnowitz, Beuthen, Königshütte, Deutsch-Piekar, Sherley, Morgenroth spielen in der ersten Jugendzeit und in Besuchszeiten späterer Jahrzehnte des Künstlers eine große Rolle. Die Verwandtschaft der Mutter lebte lange in Breslau; noch jetzt ist dort eine Tante von ihm, über 90 Jahre alt, am Leben.

Die Gründerjahre rissen vorübergehend auch Baluscheks Vater in den Unternehmertaumel. Er baute in Schlesien Eisenbahnen und erst nach schweren Enttäuschungen wurde er wieder Staatsbeamter und blieb es von seiner Berliner Zeit ab. In Schlesien war sein Hauptwirkungsort Haynau. Dahin laufen früheste Kindheitserinnerungen des Künstlers, die er mit herzlicher Wonne erzählt: wie in den siebziger Jahren der Haynauer Rathausturm einstürzte und wie die braven Haynauer Spottverse auf dies Ereignis sangen; wie er dann selbst beim Herumklettern auf den Trümmern gestürzt ist und sich das Kinn aufgeschlagen hat; wie er in den Haynauer Mühlbach gefallen und mit knapper Not gerettet ist — genau wie vorher schon in Breslau, wo er hinter den Gärten der Klosterstraße aus der Oder gezogen werden mußte. Bis in diese Haynauer Kinderjahre muß man zurückgehen, wenn man den „Maler der Eisenbahn“ verstehen will. Im Hause des Vaters, des Eisenbahnunternehmers, ging's tagaus, tagein um Eisenbahndinge. Den Jungen interessierte es. Bald wurde die Eisenbahn seine Liebe. Auf dem Bahnhof bewunderte er die Lokomotiven, die damals so viel bunter aussahen als heute, freute er sich an ihrem lärmenden Leben, beobachtete er die verschiedenen Wagenarten, die Signale, Schienen, Weichen — und wieder einmal ist es eine Großmutter, die mehr als die Eltern ahnte, was in dem Kinde saß: sie zeichnete ihm erst all die schönen Eisenbahn-Dinge vor, bis er mit ihren Leistungen nicht mehr zufrieden war und aus dem väterlichen Büro selbst Bleistift, Pinsel und Planfarben bekam und mit der Großmutter wetteiferte. So wurde seine Liebe zur Eisenbahn kindlich-künstlerisches Schaffen und erstes Anklingen der Kunst von später. Von ganz tiefem Eindruck war für den späteren Tertianer



insbesondere die erste Fahrt auf einer Schnellzugslokomotive. Sein Vater hatte ihn in den Ferien einmal mit zur Arbeit auf der Strecke zwischen Lauban und Görlitz mitgenommen, und von da wurden sie und die Arbeiter auf einer solchen Lokomotive abgeholt. Während die meisten auf dem Tender verstaut wurden, durfte er im Führerhause an der Seitenwand stehen, und so konnte er durch das ovale Fenster auf die Schienen und Signale schauen. Wie das in ihm sitzen geblieben ist bis zum fertigen Können!

Die tiefgehenden Jugenderinnerungen an Schlesien zogen den Schüler und Studenten trotz der Fülle der Berliner Eindrücke immer wieder zum Heimatlande hin. Ferienfahrten zur Verwandtschaft wurden zu Hoherlebnissen. Fast immer gab's vor Erreichung des eigentlichen Reiseziels erst Rast in Breslau, wo neben den Wundern der Dominsel die ihm genau bekannten alten Winkel der Stadt den jungen Menschen stets aufs neue künstlerisch anregten. Nicht zuletzt wurden's später auch die alten gemütlichen Kneipen der Stadt, voran natürlich der Schweidnitzer Keller, dessen Eigenart — er selbst sagt sogar „Zauber“ — sich der Künstler noch vor zwei Jahren bei seinem letzten Aufenthalte in Breslau gelegentlich einer deutschen Künstlertagung nicht entziehen konnte.

Stets ging von Breslau aus die Reise weiter in das von ihm als unerhört malerisch geliebte oberschlesische Industrieland. Die Gruben und Hütten, die ganze gewaltige Industrie

Hans Baluschek: „Seine Kinder“ (1928)



Lithographie

dieses Gebietes, die Eisenbahnen, die Arbeiter gaben ihm tiefste Eindrücke, aus denen sich sein Denken, Fühlen, Wollen — seine Kunst zum großen Teil aufbauen.

Es trieb ihn auch in das andere schlesische Industriegebiet: nach Gottesberg, Fellhammer, Waldenburg, die ebenfalls für ihn künstlerische Begriffe darstellten, festgehalten in so manchem seiner Bilder.

Da er überall nachsehen mußte, wo neben der Arbeit das Elend wohnt, stieg er auch zu alten Weberhäusern ins Gebirge hinauf.

Immer wieder verstand der Wahrheitssucher Baluschek aber auch die ganz große versöhnende Wahrheitspredigt, die aus all den Naturherrlichkeiten Schlesiens herausströmt.

IV.

In vielen öffentlichen und privaten Sammlungen der Welt hängen die Bilder dieses dem Lande Schlesien entsprossenen Künstlers, in vielen Familien die verschiedenartigsten Reproduktionen. Aber in die öffentlichen Sammlungen Schlesiens ist kein kennzeichnendes größeres Baluschek-Werk gekommen, auch als längst der Kampf um seine Anerkennung ausgefochten war. Wir grübeln heute nicht darüber nach, weshalb neben so vielen, vielen anderen nicht auch für ihn Platz da war.

Da hat es denn einen eigenartigen Reiz, daß schon in seiner Frühzeit ein großes Bild von ihm wenigstens in eine Breslauer Privatsammlung gekommen ist. Als Baluschek durch seine ersten Ausstellungen bei Gurlitt in der Leipziger Straße zu Berlin eine — wie man da-

mals sagte — „Nummer“ geworden war, lud ihn der Maler Eugen Spiro, Führer einer Breslauer Künstlergruppe, zu einer Sonderausstellung in Breslau ein. Die hatte neben einer Wiederholung der Berliner künstlerischen Erfolge noch den andern: Der damals bekannte Breslauer Privatsammler Dr. Richard Wendriner kaufte eins der Bilder. Das wies ein Stück Leben der damaligen „Vergnügungs“-Welt auf: Damenkapelle im Zigarrendunst; Studenten, Bürger, allerlei Jugend singen immer wieder mit: „O du wunderschöner deutscher Rhein, du sollst ewig Deutschlands Zierde sein . . .“ Es war der erste Verkauf, der gut Geld gebracht hat. Baluschek reiste zur Übergabe des Bildes eigens nach Breslau, und — seine Verwandten begannen sich mit seinem Malerberuf auszusöhnen.

V.

Stunden im herrlichen, gepflegten Atelier, in der so überaus feine Kultur aufweisenden Wohnung Baluscheks sind an sich stets ein Erlebnis. Wenn aber der Künstler, dem man in seiner Stattlichkeit, in seiner klaren Frische viel weniger als 62 Lebensjahre beimißt, von seinen schlesischen Erinnerungen anfängt, dann ist die Freude an ihm besonders groß. Bilder auf Leinwand um uns her werden lebendig, plaudern mitten in die Unterhaltung hinein, daß sie Schlesiens Kinder seien. Und immer wieder fühlt man, auch wenn der Künstler in heiterer Sarkastik und in einem eigenen witzvollen Ernst spricht, genau so wie bei seinen überzeugend warmen Wortgemälden von der Nöte zeugenden Härte des Lebens, daß das Grundwesen dieses schlesischen Mannes tiefste, nichts scheuende Ehrlichkeit und tiefste, nichts scheuende Güte ist.

Auch die persönlichen Abmühungen für andere scheut er nicht. Auch für seines Glaubens engste Genossen, für das große Heer notleidender Künstler, tritt er als 1. Vorsitzender des Kartells der Vereinigten Verbände bildender Künstler ein, ohne je zu ermüden.

Könnte ein solcher Mann, der durch seine Kunst ehrlichstes Helfertum kündigt, anders sein?

Zurück zur Natur

Groteske von Rudolf Hillebrand

Wie Diogenes vor seiner Tonne, lag der dicke Danigl vor unserem Zelt und schlummerte. Der buntgeflochtene Basthut war ihm über das Gesicht gerutscht, die leuchtend blaue Badehose hob und senkte sich prall mit dem runden Bäuchlein, und die schrägen Strahlen der Abendsonne ließen seine gespreizten Zehen rosig erglühen. Sanft mischte sich sein leises Schnarchen mit dem zarten Geplätscher des Wassers gegen den feinkörnigen Sand. Im nahen Walde hinter uns regte sich kein Hauch.

Ich baute meine Reise-Schreibmaschine auf einer Kiste auf, zündete mir eine Zigarette an und begann zu tippen: „Hawaii, den 25. Juni . . .“ Im Schläfe knurrend, drehte sich Danigl auf die andere Seite. Ich mußte lächeln: da lag er nun wie ein zufriedenes Kind, ermattet von den Strapazen der langen Fahrt auf einem Frachtdampfer — mein erfindungsreicher Odysseus, dem ich stets meine besten und ergiebigsten Abenteuer verdankte. Diesmal galt unser Forscherehrgeiz den Wundern der Südsee.

Vor drei Tagen noch hatte ich, unter den Dächern der Großstadt, in Danigls grauem Bildhauer-Atelier gesessen. Wie ein Wanderprediger hatte er, mit den lehmbelebten Händen

fuchtelnd, auf mich eingeredet: „Kein Wunder, daß niemand mehr das harmlose Zeug drucken will, das du schreibst! Du brauchst Anregungen, neue Erlebnisse. Sieh dir Gauguin an oder Pechstein! Die haben sich aufgemacht und sind in die Tropen gegendelt. Tahiti, Mensch, oder Hawaii, wo die bekannten Blumen zu Hause sind — das wäre gerade das Richtige für dich!“

Als Antwort hieb ich meine Brieftasche auf den Tisch. Eine vom Lastauto überfahrene Flunder hätte nicht flacher sein können. Da grinste mein Freund verschmitzt: „Hast du vergessen, daß wir vor ein paar Jahren auf den Häusern unseres Stadtviertels Skitouren gemacht haben?*) Wie der zerknitterte Kulturmensch auf das Primitive reagiert, das ist doch das ganze Geheimnis bei der Reiseberichterlei. Nun — hat die Natur nicht auch hier einen Busen? Sollen wir uns vielleicht wegen des Lokalkolorits in Unkosten stürzen, das wir uns mit unserer Phantasie viel billiger herstellen können? Wozu hat schließlich der Abraham seine Operette geschrieben? Hawaii ist große Mode, mein Lieber!“

Ich begann zu begreifen. „Wir nisten uns“, fuhr Danigl im Eifer fort, „für einige Wochen in einem Zelt am Flusse ein, fünfzig Kilometer von der Stadt weg. Wir etablieren uns als Robinsöhne, wir machen einen Schlußsprung über den Äquator. Dann verfaßt du Reisebriefe aus Exotien, ich fungiere als dein Mittelsmann und schicke sie an die Redaktionen. Du wirst mal sehen, wie die Brüder vor Begeisterung hopsen werden. ‚Der May ist gekommen‘ werden sie singen!“ Er ging ans Bücherregal und warf einen Lexikonband vor mich hin: „Hier, schlag‘ nach den Artikel Hawaii und mach dir Notizen, damit du nicht zu großen Blödsinn schreibst!“ Ich überflog den Text: „Hawaii, 45 000 Einwohner, Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen, Hauptinsel der Sandwich-Gruppe . . .“

Bei dem Worte „Sandwich“ spitzte Danigl die Ohren. Er mußte halt immer ans Essen denken! Drei Tage später saßen wir, mit Rucksäcken und Zeltbahnen bepackt, an Bord eines schwarzen Schleppdampfers. Die Sirene heulte in den nebligen Morgen, die große Reise begann. Ich tippte die Ausfahrt aus dem Hafen sozusagen gleich in die Maschine, schilderte anschaulich, wie die Türme und Speicher allmählich im Dunst versanken und wie unsere Seele sich von der Heimat schmerzlich löste. Ein Grammophon intonierte das Deutschlandlied, während ich die Kommandobrücke erklimm, um den Kapitän, einen alten Flußbären, zu interviewen. Danigl, schon jetzt im Tropenhelm, den er — weiß Gott wo — aufgetrieben hatte, hockte am Bug auf der Ankerkette, blickte melancholisch ins Spiel der flaschengrünen Wellen und wärmte sich die Hände an einem heißen Grog. Gegen Mittag fuhr der Dampfer, den das Blaue Band des Ozeans allerdings nicht sonderlich zu interessieren schien, bereits zwischen weiten Wiesen, die uns mit der Ferne des Horizonts die Illusion gaben, auf hoher See zu sein. Am Spätnachmittage sighteten wir endlich Land in Gestalt eines langsam näherrückenden Waldes. Danigl wurde mobil. „Du traumschöne Perle der Südsee!“ sang er mit dröhnendem Bariton. An einer paradiesisch einsamen Stelle, in einer waldumsäumten, weißsandigen Bucht wurden wir ausgebootet. Wir waren am Ziel, das Gestade der Verheißung nahm uns auf.

*) Diese Skitouren hat der Verfasser gleichfalls in den Schlesischen Monatsheften, im Jahrgang 1927, geschildert (Die Redaktion).

Zuerst gaben wir uns, nur mit dem Notwendigsten bekleidet, in dieser weltfernen Stille einem süßen Nichtstun hin. Wäre ein Krokodil vor uns aufgetaucht, wir hätten uns nicht gewundert. Doch dann rief mich die Pflicht. Die Schreibmaschine begann zu klappern und zu klingeln, immer rascher und dichter entschwebten ihr die feinen Glockentöne, von der reinen Luft fortgetragen.

„Der Garten Eden“, so schrieb ich, „liegt um uns ausgebreitet. Die warme Erde scheint von innen her vulkanisch zu glühen. Melancholisch klingen aus abendlicher Weite die fremdartigen Gesänge der Eingeborenen zu uns herüber, das zirpende Schluchzen der Hawaii-Gitarren . . .“

Da, — was war das? Hatte ich Halluzinationen? Tatsächlich hörte ich das schleifende Zupfen exotischer Instrumente näherkommend ertönen, und eine milde Stimme sang schmachtend: „Du schöne Blume von Hawaii, mein gehört Herz nur dir!“ Wie von einem Skorpion gestochen, sprang ich hoch. Auch Danigl rieb sich erstaunt die Augen.

Ein Kanu kam den Strom heruntergetrieben. Lässig führte ein schlankes, gebräuntes Mädchen das Paddel. Ihr zu Füßen stand ein Kofferapparat, dem die Musik entströmte. Seltsam, dachte ich, daß die rührige Industrie auch schon diesen Kindern der Wildnis die zweifelhaften Errungenschaften der Kultur angedreht hat. Doch das konnte mir die Illusion nicht mehr rauben. Kein Zweifel — das war sie selber, die Prinzessin Laja, aus uraltem hawaiischen Königsgeschlecht! Ein rötlicher Schimmer erglänzte in ihrem glatten, dunklen Haar. Und mir fiel ein, daß ja die Frauen primitiver Völkerschaften es mit Henna zu färben pflegen. „Noa, noa!“ rief ich zum Gruße, und unwillkürlich fuhr meine Hand an die Stelle, wo für gewöhnlich der Schlips saß.

Ich hatte meinen Gauguin aufmerksam genug gelesen, um zu wissen, daß man in den Tropen sehr schnell und schmerzlos zu einer Frau kommen kann. In der Tat übernahm die schlankbeinige, dunkelhäutige Schöne gleich nach ihrer Ankunft mit graziöser Selbstverständlichkeit die Führung unseres kleinen Haushalts. Die Tochter eines Geheimrats hätte sich nicht vollendeter benehmen können. Sie holte aus ihrem Boot ein sauberes, buntbedrucktes Tuch, auf dem sie die leckersten Dinge vor uns niederlegte: lange, gebogene Gurken, feuerrote Tomaten, Mandeln, Rosinen und schwarzes Brot. Als Danigl aus unseren Beständen eine Konservenbüchse beisteuern wollte, auf der „Eisbein in Aspik“ stand, machte sie „Brrr!“ und schüttelte sich. Sie war, wie alle ihres Stammes, Rohköstlerin. Nun, wir ließen das Abendessen nicht lange verwelken.

Nach dem frugalen Mahle halfen wir unserer rassigen Freundin, auch für sie ein Zelt zu errichten, und saßen dann, in Decken gehüllt und aromatische Papyros rauchend, noch lange zu Dritt am Gestade, bis die Sterne sich unzählig am dunkelblauen Himmel entzündeten und der Mond im Wellengeriesel ein silbriges Spiel trieb. Vor dem Schlafengehen genossen wir noch einen bezaubernden Anblick: unsere Bajadere führte unvermittelt einen Kultanz auf. Mit gazellenleichten Sprüngen hüpfte sie wie ein Schatten den Strand auf und nieder, sie hob betend die Arme, sie senkte das Haar in rhythmischen Stößen bis zum Boden, sie warf sich auf den Rücken und schien sekundenlang auf dem Kopf zu stehen.

„Das nennt man bei uns zu Hause Gymnastik“, raunte mir der prosaische Danigl zu.

Schließlich kauerte sich das Mädchen hin, öffnete einige betäubend duftende Büchsen und Fläschchen und salbte sich andächtig das Gesicht mit geheiligten Ölen und Essenzen. Dann verschwand sie nach freundlichem Gruße in ihrem Zelt.

„Du!“ sprach Danigl mit gepreßter Stimme, nachdem wir eine Zeit lang schweigend nebeneinander gegessen hatten, „da steht doch in den Büchern von dem Van Zanten, daß es bei diesen Südsee-Leuten eine Kameradschaftsehe gibt.“ Er griff drei Kieselsteine auf und kniff, wie Emil Jannings, ein Auge zu: „Wollen wir lösen?“

Ich war empört. „Untersteh' dich, du Bleichgesicht“, schrie ich ihn flüsternd an, „dich an solchem Adel zu vergreifen! Ich boxe dich zur Abkühlung ins Wasser!“

Wir sprachen kein Wort mehr. Doch ich fühlte, daß ich zwar nicht an der Malaria, wohl aber an der weit gefährlicheren Liebe erkrankt war.

Mißgestimmt krochen wir in unsere Segeltuchbehausung, die mein wohlbeleibter Freund zu zwei Dritteln ausfüllte. Ich konnte auf dem harten, engen Lager lange nicht einschlafen. Eifersucht und Mißtrauen hielten mich wach. Ob es hier nicht auch Schlangen gab? Ein auffallend heller Stern leuchtete durch eine Luke im Zelt. Ich starrte ihn solange an, bis ich ins Traumland hinübersegelte. Tief in der Nacht wachte ich plötzlich auf: Danigl hatte sich geregt! Ich stellte mich schlafend und beobachtete ihn blinzelnd. Er knipste seine Taschenlampe an, riß die Büchse mit dem Eisbein auf, nahm sie auf seinen Bauch und aß, nein, fraß, bis ihm die Sülze um die Mundwinkel schwamm. Dann lüpfte er den Vorhang und schleuderte die leere Dose weit ins Dunkle. Man hörte sie auf das Wasser aufklatschen. Drei Minuten später schnarchte er schon wieder friedlich, und auch ich schlief bis in den Morgen hinein.

Schon in den frühen Tagesstunden brannte die Sonne mit so unerbittlicher Glut, daß uns die kühlenden Fluten lockten. Laja, im engen roten Trikot entzückend anzuschauen, war am behendesten. Wie ein Faun versuchte Danigl, sie im Wasser zu haschen. Plötzlich stieß er einen schrecklichen Schrei aus. „Ein Krokodil!“ brüllte er, „es hat mich gebissen!“ Ich erstarrte. Erging es uns wie dem Zauberlehrling? Konnten wir die Geister nicht mehr bannen, die wir gerufen hatten? Denn tatsächlich zog Danigl, ans Land hinkend, eine Blutspur im Sande hinter sich her! Laja stürzte zum Zelt und brachte eine Mullbinde, in die sie die Wunde am Fuß kunstgerecht einhüllte. Wie leicht wird aus Mitleid Liebe, dachte ich, während ich mit einem Messer in der Hand wachsam im flachen Wasser patrouillierte. Da stieß ich mit der Zehe an etwas Hartes: die leere Konservenbüchse! Danigl war in sie hineingetreten. Es war aus mit dem Märtyrertum. In das befreiende Gelächter stimmte der Dicke nur gezwungen mit ein.

Dann machte er sich humpelnd daran, eine Angel zu bauen. „Heute mittag gibt's Tintenfisch mit Remoulade!“ verkündete er selbstbewußt, zwängte sich in das Kanu, das ihm wie ein zu enger Maßanzug die Achseln klemmte, und ließ sich mit dem Fanggerät auf den Strom hinaustreiben. „Nimm dich in acht!“ rief ich ihm zu, „am Ende gibt's hier auch Polypen!“ — „Gott“, sagte Laja, die neben mir im warmen Sande hingestreckt lag, „wenn man sie nicht gerade in der Nase hat . . .“ Für ein Naturkind, deuchte mir, eine immerhin erstaunliche Äußerung.

Hoch im blendenden Himmel über uns surrte ein Flieger. „Das kann nur die Elli Beinhorn sein!“ rief Danigl vom Wasser herüber. Beim Lauschen und Schauen überhörten wir alle das Geräusch eines anderen Motors: ein panzergrau gestrichenes Boot mit amtlicher Flagge und drei blau uniformierten Beamten an Bord war blitzschnell auf unseres Freundes Kanu zugeschossen und stoppte: „Wir möchten Ihre Angelkarte sehen.“

Danigl richtete sich überhaupt nicht auf, der Tropenhelm ragte wie ein Pilz über den Bootsrand. „Sagen Sie Ihrem Gouverneur“, hörten wir ihn seelenruhig antworten, „wir sind nicht hierhergekommen, um diesen mitteleuropäischen Hokuspokus mitzumachen. Das können wir auch zu Hause haben. Wir sind nämlich deutsche Staatsbürger!“

Das war ein Wort, würdig des großen Tartarin von Tarascon, und ich sprang an die Schreibmaschine, um es sofort für die Ewigkeit festzuhalten. Aber die Marine zeigte keine Spur von Stilgefühl. Statt jetzt, wie in der Operette, zu salutieren und ein schönes Abgangs-Marschlied zu singen, wie etwa: „Wenn bei Sturm und Wetterlicht stolz unser Schiff die Wogen bricht“, rissen sie das Kanu an sich heran und kamen damit, unter den Zündungsschüssen des Motors, auf unsere Bucht zugesaust.

„Da hast du deine Polypen!“ rief Danigl.

„Sie müssen sich ausweisen“, sagte der Kommandeur des kleinen Kriegsschiffes, „sonst muß ich Sie verhaften!“ — Ausweisen? Schön. Unsere Reisepässe waren in Ordnung. „Auch die Dame, bitte, als Zeugin. Wie heißen Sie?“

Und Laja, Hawaiis herrliche, ungekrönte Königin, antwortete klar und deutlich: „Emma Schubert.“ Und sie hatte noch die Unverfrorenheit, die Besatzung des Panzerkreuzers zu bitten, man solle sie mit ihrem Boot ins Schlepptau nehmen. „Tja“, sagte sie, während sie ihr Zeug zusammenpackte, „da ist also das Wochenende wieder mal vorbei. Futsch, adieu. Es war ja ganz nett mit euch, aber bißchen langweilig. Na, wenn einer schüchtern ist, da helfen eben keine Pillen. Jetzt heißt's wieder, eine ganze Woche lang Seife verkaufen!“ Und sie entschwand auf Nimmerwiedersehen.

Ich hatte während dieser ganzen Szene kein Wort herausgebracht. Danigl grinste. Nie hätte ich gedacht, daß ein so rundes Gesicht so mephistophelisch grinsen könne. Und dann sagte er mit grimmigem Humor: „Die Pflanze von Hawaii!“

An diesem Tage schrieb ich in meinem Reisebericht: „Laja hat uns verlassen. Seitdem ist es, als sei über unserem Abenteuer die Sonne untergegangen, obwohl sie unentwegt am azurblauen Himmel steht.“ Leider stand sie nicht mehr lange dort: die in den Tropen so gefürchtete Regenzeit setzte ein und trieb auch uns in die Heimat zurück.

Viele Wochen später plumpste durch den Spalt an Danigls Ateliertür ein dicker Brief. Er enthielt meine sämtlichen, säuberlich getippten Manuskripte und ein Begleitschreiben: „Sehr geehrter Herr! Wir haben Ihre Einsendungen mit Interesse gelesen, können jedoch zu unserem Bedauern keinen Gebrauch davon machen, da unsere Abonnenten solche wahrheitsgetreuen und nüchternen Tatsachenschilderungen nicht mögen und lieber erfundene Sachen lesen. Hochachtungsvoll — Die Redaktion.“

Vernichtet sank ich auf das baufällige Sofa. Danigl aber klopfte mir tröstend auf die Schulter und sagte ruhig: „Na, dann schreib' eben in Zukunft nur noch politische Leitartikel!“

Christoph Hackners Schloßbau in Trachenberg

Von Dr. Curt Bimler

Bevor dieser bedeutendste von unseren heimischen Barockarchitekten seinen berühmten, in der Belagerung von 1760 vernichteten Prachtbau für den Grafen Franz von Hatzfeld in die Breslauer Albrechtstraße setzte, hatte er in jungen Meisterjahren Gelegenheit, für denselben kunstfreudigen Bauherren in dessen Residenz in Trachenberg ein neues Schloß zu entwerfen und auszuführen. Der diesbezügliche Baukontrakt datiert vom 22. März 1706 und enthält in 30 Artikeln das Verzeichnis der einzelnen Bauleistungen, wofür der unterzeichnende „Kaiserliche Kammer, Bau- und Maurermeister Älteste in Breslau“ als Honorar 800 Reichstaler, zwei Malter Korn und zwölf Achtel Bier und bei Anwesenheit in Trachenberg freie Beköstigung zu beanspruchen hatte. Sein Polier erhielt ein Malter Korn und zwei Achtel Bier. Diese Entschädigung ist bei Lieferung aller Baumaterialien und Stellung der notwendigen Arbeiter zu verstehen.

So interessant dieser Vertrag und eine dazugehörige, nötig werdende Erweiterung in seinen einzelnen technischen und künstlerischen Durchführungsbestimmungen ist, kann er hier nur als Quelle für die Rekonstruktion des durch spätere Modernisierungen (Bild 1) beeinträchtigten Schloßbaues von 1706 verwertet werden. Zum Glück hat uns der eifrige Architekturzeichner Werner in seinem schlesischen Bilderwerk aus der Mitte des 18. Jahrhunderts eine kleine Ansicht des ursprünglichen Zustandes hinterlassen (Bild 2). Eine andere, von verändertem Standpunkt aufgenommene Zeichnung eines Unbekannten hängt im Fürstlichen Archiv des Schlosses (Bild 3).

Aus den Formen der Unterkellerung und aus den Bestimmungen des Baukontraktes ergibt sich, daß beträchtliche Teile eines älteren Wohnhauses beibehalten worden sind. Der kubische, links zu sehende Turmstumpf von 1560 kam außerhalb des Neubaus zu stehen. Dagegen ging die Kapelle in das Neuschloß als linker Flügelanbau über, erhielt aber eine Vertiefung um zwei Fensterachsen.

Im einzelnen lassen sich die Formen der aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammenden Schloßteile schlecht rekonstruieren. Wir begnügen uns damit festzustellen, daß der Italiener Carlo Rosso 1683 die Kapelle errichtet und in den folgenden Jahren seine Söhne Antonio und Domenico im Verein mit dem Breslauer Zimmermeister Kaltenborn am Schloßumbau beteiligt sind. Es war ein unregelmäßiger Komplex von verschiedenen großen Raumkörpern geworden, die aus den Kelleranlagen nachweisbar sind.

Was Hackner also 1706 schuf, war trotz aller übernommenen Teile formal etwas Ganzes, Einheitliches, Neuartiges. Ein geschlossener, bis auf eine kleine Abweichung symmetrisch gestalteter quaderförmiger Hauptkörper mit zentralem, die Mittelachse betonendem Portal, Giebelaufbau und durchsichtigem Turm auf dem Mansardendach sowie zwei auf der Vorderseite angesetzten kurzen Flügeln. Die Symmetrie war insofern nicht gewahrt, als der die Kapelle enthaltende linke Flügel mit drei Achsen Breite und Pilastergliederung der Front gegen den zweiachsigen abgewalmtten rechten abstach.

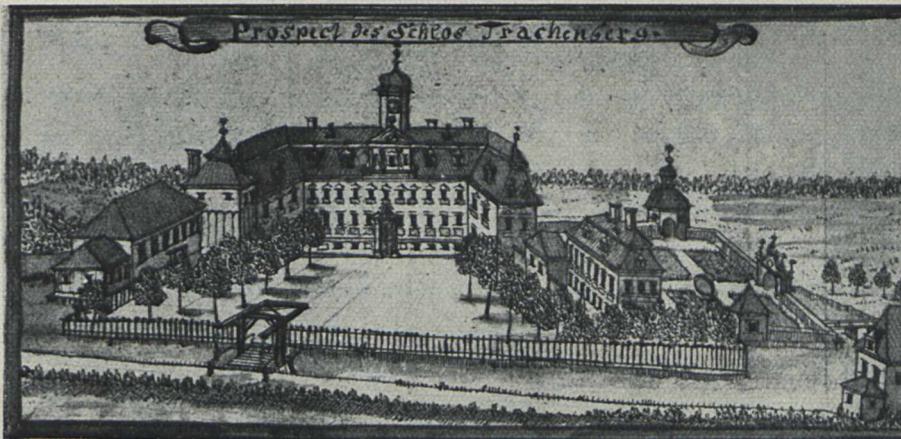
Die Verteilung der verhältnismäßig wenigen Räume zu beiden Seiten des in der Mittelachse liegenden Durchganges war einfache Reihung: rechts das große Tafelzimmer und zwei

1.

Schloß Trachenberg in seinem heutigen, von dem ursprünglichen Bau Christoph Hackners stark abweichenden Zustande



Phot. Theo Ratzky



2.

Schloß Trachenberg nach alter Zeichnung von Werner in seiner Topographia Silesiae

3.

Schloß Trachenberg nach alter Zeichnung im Fürstlichen Archiv zu Trachenberg



Salons, links Wohnräume der Dienerschaft, im ersten Stock entsprechende Folge von Schlaf- und Wohnzimmern. Der Umbau von 1870 hat rückwärts eine zweite Zimmerflucht geschaffen und zwischen die beiden Reihen einen Korridor eingelegt.

Die Erdgeschoßräume wurden von Hackner nicht mehr gewölbt, sondern erhielten wie die des Obergeschosses Gipsdecken, doch hier unten in sogenannter „Pavillonform“, d. h. Übergang der Wände zur Decke in großer Hohlkehle. Nur ein gewölbttes Zimmer ist aus dem „alten steinernen Haus“ übernommen worden, es liegt neben der Kapelle.

Die Holzkonstruktion des Uhrturmes setzte nach besonderem Kontrakt der Zimmermeister Andreas Rube „nach einem Modell, so dem Grafen gefällig sein möchte“, auf. Bezüglich der Kapelle ist noch zu erwähnen, daß 1706 der Eingang von der Flanke nach der vorderen Giebelseite verlegt wurde. Hackner hatte den bisherigen Eingang zu vermauern und dafür ein Fenster zum Portal zu erweitern. Die Portalumrahmung wurde wieder verwendet.

Die Wirtschaftsräume, Küche und Waschhaus, lagen in einem tiefen, bis an die vorbeifließende Bartsch reichenden, senkrecht zur Hinterfront stehenden Anbau.

Zu einer einigermaßen richtigen Auffassung der ursprünglich von Hackner geschaffenen Schmuckformen können wir nur durch Vergleich der beiden alten Zeichnungen untereinander und mit dem heutigen Zustand gelangen. Wir müssen z. B. konstatieren, daß der von Wernher gezeichnete Dachreiter, der um 1870 wie das gesamte Mansardendach kassiert wurde, kaum die alte Turmform wiedergibt. Die zweite Darstellung mit achtseitigem Unterbau und geschweiffter Haube kommt der wahrscheinlichen Form entschieden näher. Andererseits macht Wernhers Bildchen mit der dorisierenden Pilastergliederung des Giebelaufbaues sowie mit der Form der Fensterverdachungen, die noch heut im Erdgeschoß gerade und im ersten Stockwerk wechselnd aus je zwei konkav gebogenen oder aus einem geraden Simsstück mit abgebogenen Seitenteilen bestehen, den Eindruck größerer Treue.

Die ehemalige Form des über wenigen Stufen aufgesetzten Portales läßt sich mit Bestimmtheit weder hier wie dort ablesen. Daß die Tür von zwei auf niedrigen Postamenten stehenden Säulen oder Pfeilern eingerahmt war, ist erkennbar. Aber schon die detaillierte Bildung dieser wahrscheinlich korinthisierenden Stützen ist undeutlich. Das Gebälk scheint verkröpft zu sein samt dem bogigen Giebelsims. Die photographische Aufnahme des heutigen Schloßzustandes (Bild 1) zeigt die völlige Abänderung des dreiachsigen Mittelteiles der Front. Das Wesentliche der Auffindung dieses Hacknerschen Schloßbaues ist, daß wir eines seiner umfangreicheren Werke aus dem Anfang seines Jahrhunderts kennenlernen und daraus die Eigenheiten seines Frühstiles gewinnen. Als Bereicherung seines künstlerischen Kontos kommt der Ergänzungsbau der 1702 abgebrannten Turmspitze der katholischen Pfarrkirche in Trachenberg hinzu, aus einer Baurechnung vom Herbst und Winter 1703/4 bezeugt. Ähnlich wie auf dem Schloß setzte er auf den Kirchturm eine gedrungene, aus dem Achteck entwickelte Haube auf.

Eine gewisse Schwere spricht aus ihrer wie aus den Raum- und Schmuckformen des Schlosses. Die Auflockerung zu bewegteren und leichteren Gliederungen war seinen Breslauer Bauten der zwanziger Jahre, vor allem dem Stadtschloß des Grafen von Hatzfeld und der Hochbergschen Kapelle an der Vinzenzkirche, vorbehalten.

Schlesische Tage 1932

Notzeiten lassen die Kräfte, die der Landschaft und dem Volkstum innewohnen, wachsen. Was an sichtbarer Schönheit und innerer Kultur dem südostdeutschen Grenzland Schlesiens seinen besonderen Charakter gibt, drängt in den Schlesischen Tagen 1932 zur Gestaltung, um den Schlesier sich selbst den Fremden aber Schlesiens erkennen zu lassen.

Wenn die Ehrungen Gerhart Hauptmanns,

dessen 70. Geburtstag in Schlesiens zu feiern eine Sache des Blutes und der Landschaft ist, im Mittelpunkt der Schlesischen Tage 1932 stehen, so ist der weitere Kreis der Veranstaltungen hierfür Auftakt und Wiederhall, Bereicherung und Vertiefung. Schlesiens ist im Jahre 1932 bereit zu sich selbst, möchte Deutschland für Schlesiens bereit sein!

Der Ehrenausschuß der Schlesischen Tage 1932

Dr. Abmeier, Prof., Dir. d. päd. Akad. Beuthen. — v. Arnim, Direktor, Gleiwitz. — Bandmann, Rechtsanwalt, Vors. d. Niederschles. Prov.-Landtages, Breslau. — Barnay, Intendant, Breslau. — Dr. Becker, Dir. d. Stadtbibliothek, Breslau. — Beier, Kreisauausschuß-Obersekretär, Leobschütz OS. — Berdel, Dir. d. Ker. Fachschule Bunzlau. — Bergs, Präs. d. Handwerkskammer, Liegnitz. — Berlitz, Badedirektor, Altheide. — Bischoff, Intendant, Breslau. — Blech, Rektor, Breslau. — Bock, Drogist, Waldenburg. — Dr. Born, Präs. d. Reichsbahndir. Breslau. — Bölsche, Schriftsteller, Oberschreiberhau. — Dr. h. c. Brennecke, General-Direktor, Präs. d. Industrie- u. Handelskammer Oppeln, Gleiwitz. — Broszat, Präs. d. Oberpostdir. Liegnitz. — Dr. Christ, Prof., Dir. d. Staatsbibliothek, Breslau. — Dauster, Direktor, Hirschberg. — Graf v. Degenfeld-Schonberg, Landrat, Reichenbach. — dell' Antonio, Prof., Dir. d. Holzschnitzschule, Warmbrunn. — Dr. Dersch, Dir. d. Staatsarchivs, Breslau. — Dierig, Geh. Kommerzienrat, Langenbielau. — Eckart, Bergrat, Präs. d. Industrie- u. Handelskammer Schweidnitz, Bad Salzbrunn. — Eggers, Direktor, Breslau. — Ehrhardt, Landesrat, Ratibor. — v. Eichborn, Stadtrat, Breslau. — v. Ellerts, Landesrat, Neisse. — Fendel, Breslau. — v. Flotow, Rittmeister a. D., Breslau. — Dr. Franke, Oberbürgermeister, Neisse. — Franz, Oberbürgermeister, Hindenburg. — Franzke, Präs. d. Landwirtschaftskammer OS., Oppeln. — Dr. Friederichsen, Univ.-Prof., Breslau. — Förster, Breslau. — Fuchs, Studienrat, Breslau. — Gärtner, Präs. d. Landesarbeitsamtes Schlesiens, Breslau. — Gemeschädell, Gemeindevorsteher, Agnetendorf. — Geister, Direktor, Präs. d. Industrie- u. Handelskammer Sagan, Neusalz. — Goebel, Bürgermeister, Glatz. — Goldfeld, Geh. Justizrat, Breslau. — Dr. h. c. von Gosen, Prof., Bildhauer, Breslau. — Gosmann, Hindenburg. — Dr. Grabowski, Vizepräs. d. Prov.-Schulkollegiums, Oppeln. — Grieger, Bürgermeister, Schreiberhau. — v. Groening, Kurator d. Universität Breslau. — Dr. Gruhn, Bibliotheksrat, Breslau. — Dr. Dr. Grund, Präsident der Ind.-u. Handelskammer, Breslau. — Hadelt, Pfarrer, Prov.-Konservator, Alt-Wette. — Happ, Regierungspräsident, Breslau. — Dr. Hartmann, Intendant, Breslau. — Dr. Haase, Brauereidirektor, Breslau. — Dr. Hedding, Prof., Präs. d. Landesfinanzamtes, Neisse. — Dr. Heilberg, Geh. Justizrat, Breslau. — Dr. Heinevetter, Museums-Dir., Gleiwitz. — Max Herrmann-Neisse, Schriftsteller, Berlin. — Herich, Direktor, Glogau. — Dr. Humann, Präs. d. Strafvollzugsamtes, Breslau. — v. Hülsen, Schriftsteller, Oberschreiberhau. — Illing, Generalintendant, Beuthen. — Irmer, Vizepräsident d. Prov.-Schulkollegiums, Breslau. — Dr. h. c. Jecht, Prof., Görlitz. — Jurek, Präs. der Handwerkskammer, Oppeln. — Kabus, Gauleiter, Breslau. — Kaergel, Schriftsteller, Dresden. — Dr. Kaestner, Ob.-Reg.-Rat, Bautzen. — Karsch, Breslau. — Kaschny, Oberbürgermeister, Ratibor. — Dr. Kordhanke, Reichenbach. — Koch, Hotelbes., Breslau. — Dr. Kornemann, Univ.-Prof., Breslau. — Kranold, Chefredakteur, Breslau. — Kreuz, Geh. Oberregierungsrat, Hirschberg. — Dr. Kroll, Univ.-Prof., Breslau. — Krumbhaar, Kommerzienrat, Liegnitz. — Dr. Kühnemann, Univ.-Prof., Breslau-Krietern. — Laeuen, stellvertr. Präs. d. Landesfinanzamtes Breslau. — Dr. Lampp, Studienrat, Hirschberg. — Dr. Landsberger, Univ.-Prof., Breslau. — Lange, Stadtrat, Liegnitz. — Dr. Langenstraßen, Breslau. — Laxy, Czarnowanz. — Lehnert, Gleiwitz. — Dr. Leissner, Stadtrat, Breslau. — Dr. Linder, Oberstudiendirektor, Breslau. — Loewe, Reg.-u. Baurat, Liegnitz. — Dr. Lukaschek, Oberpräsident, Oppeln. — Lüdemann, Oberpräsident, Breslau. — Dr. Malten, Univ.-Prof., Breslau. — Dr. Mann, Breslau. — Marcus, Verlagsbuchhändler, Breslau. — Dr. Masner, Prof., Museumsdirektor, Breslau. — Matzel, Gemeindevorsteher, Salzbrunn. — Meinecke, Präs. d. Reichsbahndirektion Oppeln. — Menzel, Schriftsteller, Berlin-Spandau. — Dr. Mercker, Univ.-Prof., Breslau. — v. Miquel, Reg.-Präs. z. D., Collm. — Lic. Moering, Direktor d. Volksbüchereien, Breslau. — Moshamer, Architekt, Breslau. — Müller, Saarbrücken. — Myrtek, Bildhauer, Breslau. — Dr. Neumann, Prof., Rektor d. Techn. Hochschule, Breslau. — v. Nostitz-Wallwitz, Görlitz. — Nowak, Gleiwitz. — Otte, Gastwirt, Breslau. — Dr. Pempelfort, Intendant, Bunzlau. — Philipp, Oberpräsident z. D., Breslau. — Pieper, Direktor d. Textilmeisterschule, Landeshut. — Pinkus, Kommerzienrat, Neustadt OS. — Pohl, Rektor, Hindenburg. — Dr. Polaczek, Prof., Museums-Dir., Görlitz. — Dr. Poschmann, Univ.-Prof., Rektor d. Universität, Breslau. — Graf Praschma, Vors. d. Oberschles. Prov.-Landtages, Falkenberg. — Reiber, Druckereibes., Görlitz. — Frhr. v. Richthofen, Kl. Rosen. — Praetorius Frhr. v. Richthofen, Rittergutsbesitzer, Boguslawitz. — v. Rohr, Rittergutsbesitzer, Manze. — Dr. Rother, Dir. d. ober Schles. Landesbibl., Ratibor. — Rotter, Fabrikbes., Hohenebe. — Rudolf, Amtshilfe, Breslau. — Carl Sachs, Kaufm., Breslau. — Sczodrok, Rektor, Oppeln. — Schabik, Stadtbaurat, Gleiwitz. — D. Dr. Schian, Generalsup., Breslau. — Dr. Schimmelpfennig, Stadtrat, Breslau. — Schmiljan, Landrat, Löwenberg. — Schlattmann, Berghauptmann, Breslau. — Schmidt, Stadtbüchereidirektor, Beuthen. — Schmitt, Abt von Grüssau, Abtei Grüssau. — Dr. Schneck, Prof., Ober-Studienrat, Breslau. — Schwarz, Pastor, Dir. d. ev. Priefverbandes, Breslau. — Schwerin, Kommerzienrat, Breslau. — Siegert, Fabrikbesitzer, Präs. d. Ind.-u. Handelskammer, Hirschberg. — Singe, Intendant, Breslau. — Silberberg, Kaufmann, Breslau. — Simelka, Fabrikdirektor, Ratibor. — Dr. Simons, Regierungspräsident, Liegnitz. — Stahl, Intendant, Görlitz. — Stehr, Schriftsteller, Schreiberhau. — Steinhäuser, Studienrat, Breslau. — Dr. Stolte, Univ.-Prof., Breslau. — Suchy, Provinzialverwaltungsrat, Beuthen. — Tangerding, Präs. d. Landeskulturamtes f. Schles., Breslau. — Tebbenjohanns, Präs. d. Oberpostdirektion Breslau. — Dr. v. Thaer, Landeshauptmann, Breslau. — Ulitz, Schriftsteller, Breslau. — Unterberger, Präs. d. Handwerkskammer, Breslau. — Wachsner, Gewerkschaftssekretär, Breslau. — Dr. Wagner, Oberbürgermeister, Breslau. — Wawrzik, Präs. d. Oberpostdirektion Oppeln. — Dr. h. c. Dr. Wendt, Prof., Breslau. — Dr. Weigel, Regierungsdirektor, Oppeln. — Dr. Weil, Kommerzienrat, Görlitz. — Dr. Wollenberg, Univ.-Prof., Breslau. — Wiersich, Gewerkschaftssekretär, Breslau. — Dr. Wiese, Museumsdirektor, Breslau. — Witte, Oberlandesgerichtspräsident, Breslau. — Woschek, Landeshauptmann, Ratibor. — D. Zänker, Generalsuperintendent, Breslau. — Zimmer-Vorhaus, Major a. D. Breslau.

RUNDSCHAU

Musik

Orchester und Oper — Peter Epstein †

Arbeitsbeschaffung! Dieser wirtschaftspolitische Begriff bezeichnet heute auch den wesentlichsten Programmpunkt der Kunstpolitik. Er steht so deutlich im Vordergrund, daß sich alle andern kunstpolitischen Gesichtspunkte auf ihn beziehen müssen. Mit welchen Mitteln erhalten wir die Kunstinstitute, wie organisieren wir den öffentlichen Betrieb, um den Künstlern die Existenzmöglichkeit zu erhalten, wie rechtfertigen wir das Dasein der öffentlichen und privaten Bildungsanstalten für Berufsmusiker, wie gewinnen wir Einfluß auf die private Musikpflege, damit sie das Bedürfnis nach künstlerischen Eindrücken wieder verstärkt, wie retten wir die Schaffenden vor den Zwanggeboten der Konjunktur, der Mode? Unsere beiden wichtigsten musikalischen Kunstinstitute, das Stadttheater und die Schlesische Philharmonie, sind in ihrem Bestehen insoweit gesichert, als die öffentlichen Unterstützungen zum größten Teile zugesagt sind. Es bleibt natürlich die Sorge bestehen, ob die Veranstaltungen der Institute den Besuch finden werden, der sie endgültig finanziert. Die wirtschaftliche Lage entscheidet, aber sie nicht allein. Viel ist von der Preispolitik abhängig. Im Stadttheater hat die Senkung der Eintrittspreise den Besuch gehoben; die kommende Spielzeit wird eine entsprechende Neuordnung für die Konzerte der Philharmonie bringen. Vor allem müssen die Preise für die Volkskonzerte gesenkt werden. Das kann zur Folge haben, daß das Publikum noch mehr als bisher von den Abonnementskonzerten in die Volkskonzerte abwandert. Es wird vermieden, wenn zwischen den Abonnementskonzerten und den Volkskonzerten ein deutlicher Unterschied besteht. Nicht in bezug auf Niveau oder Qualität, sondern in den Programmen. Sie zeigten in den letzten Jahren kaum einen Unterschied, wenn er nicht darin zu finden war, daß die Programme der Volkskonzerte oft interessanter waren als die der Abonnementskonzerte. Dem „Volke“ — dem musikalischen Laien — ist interessant, was schön, wertvoll, faßbar ist und lebendig dargestellt wird. Verkehrt wäre es, die Programme der Volkskonzerte auf bestimmte Stilepochen — Klassik, Romantik — abzugrenzen. Es gibt Klassisches und Romantisches, was den Laien langweilt (man lese die Äußerungen der Rundfunkhörer über die Programme der Orchesterkonzerte), und es gibt Modernes, was dem Laien ohne weiteres eingeht. Bei der Aufstellung der Programme für die Volkskonzerte ist das Bildungs- und Erziehungsprinzip zu beachten. Wenn sich ein derartiger Plan nicht bewähren sollte, dann ist erwiesen, daß die Unterscheidung von Konzerten für musikalisch Gebildete und für Laien nicht mehr zweckmäßig ist. Dann veranstalte man neben den Symphoniekonzerten, die jedermann zugänglich sind, Sonderkonzerte für die Besucherorganisationen, für Jugendliche und für Erwerbslose, orientiere also

das ganze Konzertwesen nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Es ist ferner zu fordern, daß von den öffentlichen Unterstützungen die Philharmonie den für ihr Bestehen notwendigen und den ihrer Bedeutung zukommenden Teil erhält, daß die Bevorzugung der Oper die Philharmonie nicht gefährdet.

Die Oper hat einen neuen künstlerischen Leiter, Herrn von Hoeßlin. Da er auch Konzerte der Philharmonie dirigiert, erwarten wir von ihm energisches Eintreten für die Belange des Konzertinstituts. Welche Erwartungen wir an die Reorganisation des Solistenpersonals der Oper knüpfen, haben wir schon ausgeführt. Nochmals sei darauf hingewiesen, daß der Solist das Hauptanziehungsmittel darstellt. Der Kenner überhört, wenn ihn gute Orchester-, Chor- und Regieleistungen anregen, im Notfall eine oder die andre schlechte solistische Darbietung, der Laie nicht. Seine Sinne haften am einzelnen stärker als am Ensemble.

Es bestehen Pläne, neben der Jungen Bühne — oder in ihrem Rahmen — in verstärkter Weise für und mit der Jugend zu arbeiten, um die Jugend im Kunstleben tätig werden zu lassen, damit ihre Beziehungen zur Kunst und zur Kunstpflege ein bestimmtes positives Gepräge erhalten. Diese Pläne berühren nicht nur das Arbeitsbeschaffungsprogramm von Oper und Philharmonie; sie können auch Stützungsmaßnahmen für die musikalischen Bildungsinstitute werden. Ohne aktive Jugend bricht das in den letzten Jahrzehnten schwungvoll und optimistisch aufgebaute künstlerische Bildungs- und Erziehungssystem zusammen. Aktive Jugend wird sich gegen den Einbruch in das Kulturleben — etwas anderes — stellt der Abbau von Bildungsmöglichkeiten in den deutschen Schulen nicht dar — erfolgreicher zur Wehr setzen, als es die durch wirtschaftliche und politische Bindungen gehemmte ältere Generation tun kann. Es wird oft gefragt und viel darüber geschrieben, wie man das Verhältnis der Jugend zur Kunst ordnen, wie man in der Jugend das Kunstbedürfnis wecken, erhalten und vertiefen kann. Die einfachste Antwort lautet: Laßt die Jugend mitarbeiten. In Schlesien geschieht das vielfach, aber vielleicht doch noch nicht in dem von der Zeit geforderten Ausmaße. Wenn sich im kommenden Winter Oper, Philharmonie, Musikerzieher und Künstler mit der Jugend irgendwie in Beziehung setzen, so wird vom Kultursinn der Schlesier Aufmerksamkeit und förderliche Unterstützung erhofft.

Musikalische Ereignisse von besonderer Art haben sich in den letzten Wochen in Breslau nicht abgespielt. Aber Breslaus Musikleben hat einen schweren Verlust erlitten: Peter Epstein ist gestorben. Obwohl weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus bekannt und geschätzt, galt sein Wirken in der Hauptsache der musikalischen

Kultur des Landesteiles, der ihm, dem Elsässer, zur zweiten Heimat geworden war. Sein wissenschaftliches Interesse wandte sich den in Schlesien vorhandenen Quellen zu; pädagogisch begabt, von erzieherischem Verantwortungsgefühl erfüllt, methodisch geschult, war er der studierenden Jugend Schlesiens ein vorbildlicher Führer. Sein Gegenwartsgefühl drängte ihn zur kritischen

Betrachtung des musikalischen Lebens und Geschehens in unserer Provinz. In den „Schlesischen Monatsheften“ begann er seine schriftstellerisch-kritische Tätigkeit. Seine Mitarbeiter, zu denen auch der Unterzeichnete gehört, verlieren in ihm einen lieben, gesinnungsstarken, von wahrhaft männlichem Geiste erfüllten Kameraden.
Rudolf Bilke.

Theater

Noch jedes dieser letzten Theaterjahre erschien dem Rückblick als das schwierigste und sorgenvollste. Und doch lebt das Theater; im Sterben liegt nur seine Betriebsform dort, wo sie sich ganz auf das Scheinfundament eines Zuschußsystems stützte oder wo der Ehrgeiz experimentierender Intendanten und Regisseure die wirtschaftliche Balance zerstörte. Das Publikum hat eigentlich nirgends versagt, wenigstens nicht in einem Maße, das allein den Bestand des Instituts in Frage stellen konnte. Auch die Breslauer Vereinigten Theater kamen gesund durch den harten Winter: freilich nicht ohne Selbsthilfe, nicht ohne empfindliche Kürzung der persönlichen und sachlichen Ausgaben. Aber sie erhielten sich ihre Besucherschaft, weil der Verminderung der Mittel niemals eine Senkung der Leistung folgte. Die größte Spannung zwischen Aufwand und Leistung auszuhalten, befähigte die Barnaybühnen ihre gesunde Organisation, die in keinem Teile einen Leerlauf duldet und die elastisch genug ist, um einmal auch Fehlschläge und Erfolgsschwankungen auszugleichen.

Bei solcher Fertigkeit war von vornherein die Konkurrenz nicht zu fürchten, die sich durch die Verpachtung des Lobetheaters an die Direktoren Beug und Mayer vorbereitete. Die Geschichte dieser Papierpacht bleibt denkwürdig, weil sie zum Ende führte, ehe sie angefangen hatte. Die mit den örtlichen Verhältnissen in keiner Weise vertrauten Unternehmer waren sehr bald froh, das Lobetheater, in das sie im Herbst 1932 einziehen wollten, schmerzlos wieder los zu sein; und sie erlebten selbst im Schauspielhaus nichts als einen höchst kostspieligen Zusammenbruch. Die Lehre war eindeutig: unsere Breslauer Theaterverhältnisse sind stabil, sie vertragen keine Erweiterung und keine Komplikation. Das Stadttheater hat den Operettenbetrieb an sich gerissen — es war dazu gezwungen, um sich wirtschaftlich aufrecht zu halten. Und die Schauspielbühnen entsprechen in ihrem jetzigen Leistungsumfang voll dem Bedürfnis der Stadt. Es wird also an dem

Bilde der Breslauer Theaterverhältnisse sich nichts wesentliches ändern können; auch dann nicht, wenn aus den noch immer ungeklärten Besitzverhältnissen des Lobetheaters und des Schauspielhauses neue Vertragspartner auftauchen sollten. Die Schauspiel-Arbeit des Jahres umfaßte in rund 600 Aufführungen 37 Stücke, die sich also auf meist vierzehntägige Serien verteilen. Diese Spieldauer wurde nur in vereinzelten Fällen überschritten. Die Spitze hält Bruno Franks „Nina“ mit 34 Aufführungen, dann folgen Arnold und Bachs Schwank „Frauen haben das gern“ mit 30, Bruckners „Elisabeth von England“ mit 29, der wiederaufgenommene „Fröhliche Weinberg“ mit 26 und Unruhs „Phaea“ mit 21 Vorstellungen. Alle übrigen hielten sich etwa 14 Tage auf dem Spielplan, dessen Gesicht in diesem Jahre besonders die Schwierigkeit des Ausgleichs zwischen Tradition und Zeitproduktion spiegelt. Außer Schillers „Tell“ in einer sehr umstrittenen, in keinem Falle der Dichtung gemäßen Inszenierung, war die klassische Literatur nur mit „Egmont“ und „Iphigenie“ vertreten, mit denen das Goethe-Gedächtnis würdig begangen wurde. Aus der jüngeren Überlieferung griff man halb Vergessenes und Wertvolles heraus, die zeitgenössische Dramatik bot außer Hauptmanns „Vor Sonnenuntergang“ Billingers „Rauhacht“, Bruckners „Elisabeth von England“ und Zieses „Tag J“ kaum Anlässe zu ernsterer Diskussion. Entschiedener und zielbewußter als der Spielplan war an allen Stoffen die künstlerische Arbeit. Sie zeigte Leitung und Ensemble auf der gewohnten Höhe, die allen Zeitwidrigkeiten zum Trotz festgehalten werden muß als einer der wertvollsten Aktivposten in unserem schlesischen Kulturleben. Die personellen Veränderungen für die nächste Spielzeit sind wiederum recht umfangreich; wichtig bleibt nur, daß die neue Zusammensetzung eine gedeihliche Fortentwicklung des Ensemblespiels gewährleistet, auf dessen Güte die Leistung und die Wirkung unserer Bühnen beruht.
Adler.

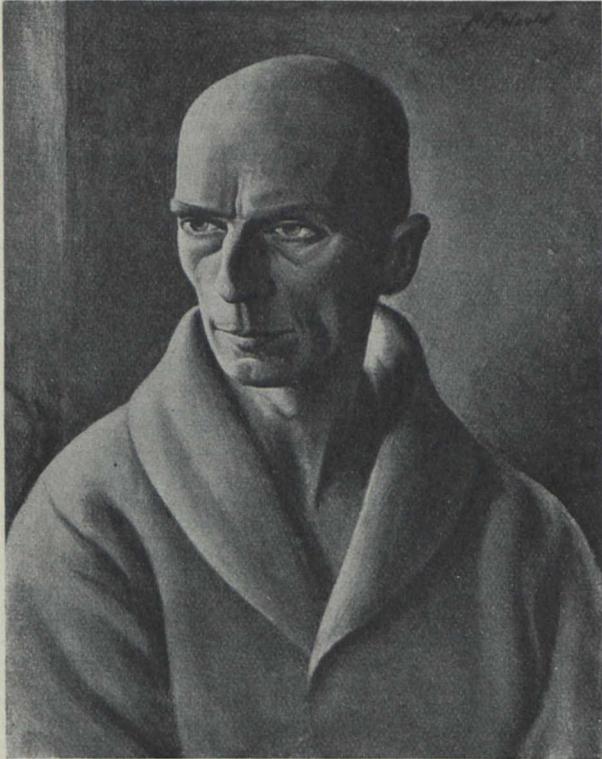
Bildende Kunst

Hugo Petzold †

Am 1. Juni verschied plötzlich der Maler Hugo Petzold, unmittelbar vor Antritt einer Studienreise nach Dalmatien, von der er ganz neue Impulse für seine Kunst erwartete. Man braucht ihn der Breslauer Kunstgemeinde kaum ins Bewußtsein zu rufen. Jeder kannte den kleinen Mann mit dem ausdrucksvollen Kopf, der monatelang in stummer Zurückgezogenheit arbeiten, dann aber gelegentlich mit fast burllesker Herzlichkeit hervortreten und mit trockenem Humor eine ganze Gesellschaft in Stimmung bringen konnte. Die ungewöhnliche

Erschütterung, die sein Tod in der Öffentlichkeit auslöste, entsprang aber vor allem dem Bewußtsein, daß hier eine Kunst abbrach, die sich tiefer als jede andere aus den Wurzelkräften des schlesischen Landes nährte.

1887 in Breslau geboren, wurde Petzold zunächst Schüler E. Kämpfers, dann der Berliner Akademie. Das Unbehagen, das er schon hier den naturalistischen Lehren entgegenbrachte, steigerte sich auf Reisen nach Italien und Holland zu der Gewißheit, daß es eines neuen zusammenfassenden Sehens



H. Petzold: Bildnis des Malers Rausch

Museum der bildenden Künste, Breslau

bedürfe, wenn man aus der unwürdigen Nachahmung der Wirklichkeit herauskommen wolle. Die Teilnahme am Kriege unterbrach diese verheißungsvollen Anfänge, und der erbitterte Kampf mit der Not der Nachkriegszeit hat manchen seiner Pläne verkümmern lassen. Trotzdem hat er seine Kunst langsam zu einer Erscheinungsform entwickelt, die ihn mit Künstlern wie Kanoldt, Mense, Schrimpf in eine Linie brachte, ohne daß je ein Abhängigkeitsverhältnis bestanden hätte. Der Erfolg blieb nicht aus. Die Räume der städtischen Behörden und manches Bürgerhauses schmückten sich mit seinen Bildern, das Museum der bildenden Künste erwarb sein bestes Porträt, auch die Berliner Kritik (Westheim, Wolfradt) nahm sich seiner aufs wärmste an. Der Tod riß ihn mitten aus der Arbeit an 14 Stationsbildern für die Corpus-Christi-Kirche, mit denen er das ganz neue Gebiet der religiösen Figurenmalerei betrat.

Der Kampf um eine neue Darstellungsform also, den die Großen im Lande mit soviel Geräusch führten, spielte sich hier ganz in der Stille eines wundervoll schlichten Gemüts ab. Das Ergebnis war, daß Petzold den Zusammenhang mit der

Seele des Stammlandes nie verlor, daß er Grundzüge der schlesischen Landschaft in einem neuen Sinne wahrnehmbar gemacht hat: die sanfte Schwermut gedehnter Horizonte, die dumpfe Schwingung sattgrüner Bodenwellen und jene feierliche Stille, von der nicht selten ein Hauch östlicher Abgeschlossenheit ausgeht. Das Ganze vorgetragen in einem Stil, der die verwirrende Vielfalt der Erscheinungen auf ein paar ruhige Flächen zurückführt, so jedoch, daß alles gehalten ist von der leisen Spannung planimetrischer Konstruktion. Aus demselben Geiste sind auch die still tätigen oder in sich gekehrten Figuren (vor allem die sinnenden Mädchen in den Mansarden), aus demselben Geiste die erstaunlich treffsicheren Porträts und die Stilleben in ihrer gedämpften Musikalität. Gewiß hat er nicht alle Möglichkeiten erschöpft, und der große genialische Wurf lag überhaupt nicht in der Richtung seines Wesens. Aber gerade das wird Petzold in Schlesien unvergeßlich machen, daß er dem kosmopolitischen Stil unserer Tage nicht rettungslos verfiel, sondern mit den Mitteln der Gegenwart etwas vom innersten Geiste der schlesischen Natur gestaltet hat, der in uns allen lebendig ist. Dr. Ernst Kloß.

Die Schlesischen Tage im Juni

Die „Schlesischen Tage 1932“, in denen Schlesien seine kulturellen Kräfte sichtbar zusammenfaßt, begannen am 12. Juni mit dem großen schlesischen Trachten- und Sängerszug, der sich vom Platz der Republik bis zur Jahrhunderthalle durch die Straßen der Stadt bewegte. Selten mag die Stadt von einem kulturellen Ereignis so in ihrer Gesamtheit erfaßt und

erregt worden sein, selten wird sich auch eine Idee dargeboten haben, die wie diese der sichtbar gewordenen Heimatverbundenheit über alle Gegensätze hinweg die Bevölkerung einer Halbmillionenstadt einte.

Welchen Reichtum an Trachten Schlesien noch birgt, bewies dieser sachkundig zusammengestellte Zug. Da war die Gruppe des Walden-

Riesengebirgsleute aus dem Schlesi-
schen Trachtenzug zur Eröffnung der
„Schlesischen Tage“



Phot. Bruno Zwiener

burger Berglandes, darunter der Waldenburger Hochzeitszug, die Gruppe des Riesengebirges, in der besonders die Hochzeitsgäste der „Preußler-Huxt“ von Schreiberhau, die Zillertaler Tiroler, der Wagen mit der Kieselwalder Spinnstube aufzogen. Dann folgte als nächste Gruppe die des Glatzer Berglands, darunter die „Junggesellenlade von Gabersdorf“. Mit besonderem Jubel wurden überall die Sudeten-Deutschen aus dem Braunauer Land (36 Personen des Braut-zuges) begrüßt, die in ihren schmucken Trachten auch bei den Tänzen in der Jahrhunderthalle mit dem „Hacksenschmeißer“ das Beste leisteten. Oberschlesien war mit den Roßberger, Schönwalder und Neisse-Neulander Trachtengruppen sehr gut vertreten, unter den Trachtengruppen des Nördlichen Niederschlesiens seien besonders die hervorgehoben, die das „Reinern“,

einen alten Fastnachtsbrauch des Dorfes Krampe, Kr. Grünberg, vorführten, dann aber auch der Grünberger Winzerzug. Die wendische Lausitz vertrat hervorragend die Hoyerswerdaer Trachtengruppe.

Die landschaftliche, berufliche, volkliche Mannigfaltigkeit des schlesischen Landes, wie könnte sie sich besser als in solch einem Trachtenzug offenbaren?

Von weiteren Veranstaltungen der Gruppe „Heimat und Volkstum“, die das Programm der „Schlesischen Tage“ uns für den Monat Juni geboten hat, seien noch genannt die Kreuzburger Heimatwoche (darin eine Gerhart-Hauptmann-Feier der Gustav-Freytag-Gesellschaft und eine Gustav-Freytag-Ausstellung), ferner die Einweihung der neuen Museumsräume und der neuen Stadtbücherei in Oppeln.

Ernst Scheyer.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Arbeitslosenhilfe durch Arbeitslose

Es ist wieder einmal die Feststellung zu treffen, daß — ebenso wie für die deutsche Wirtschaftseinheit im Rahmen der Weltwirtschaft — heute für Schlesien schon lange keine Möglichkeit mehr gegeben scheint, eine selbständige Wirtschaftspolitik zu betreiben. Alle die Fragen, die uns hier aufs unmittelbarste betreffen, wie das Schicksal der Landwirtschaft, die Siedlungspolitik, die Frage der Erhaltung der

schlesischen Montanindustrie, der Wiedererweckung der Verarbeitungsindustrie, werden heute hinter den verschlossenen Türen des Kabinettsitzungssaals, in den Amtszimmern der Ministerien bearbeitet. Dort sollen die Interessen ausgewogen werden, dort sind politische Einflüsse dieser und jener Art am Werke. — Oberschlesien hat einige Wochen um das Fortbestehen der Hüttenbetriebe des Borsigwerks ge-

kämpft, die immerhin noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres über 2000 Menschen Arbeit und Brot gaben. Der Kampf ist zuungunsten Oberschlesiens in den Konzernbüros der Oberschlesischen Kokswerke-Berlin und der Mitteldeutschen Stahlwerke entschieden worden, und das Reichswirtschaftsministerium gab aus finanziellen Gründen dieser Entwicklung schließlich freien Lauf. — Die Siedlungsfrage ist zu einem Objekt allerhöchster Politik geworden. Zwar sind auch in dem neuen Reichsetat 50 Millionen für Siedlungszwecke im Osten eingestellt worden, aber das entspricht nur der üblichen Summe, die seit 1927 im Haushalt des Reiches ständig wiederkehrt. Man hofft nun, teilweise aus dem Aufkommen der neuen Salzsteuer Mittel für Siedlungszwecke flüssig zu machen. Aber das hat für sehr viele einen etwas bitteren Beigeschmack. Auf der ganzen Linie befindet man sich in der Abwehr neuer Beeinträchtigungen der gegebenen Verhältnisse, die krisenhaft genug sind. Ganz bezeichnend dafür ist die Verlängerung des Vollstreckungsschutzes für die Osthilfegebiete um ein weiteres halbes Jahr. Wir sitzen in der Sackgasse. Die internationalen Verhandlungen beanspruchen offenbar alle Kräfte. Inzwischen wird bei uns auf der Stelle getreten.

Dabei macht sich das Hinausschieben von Entscheidungen gerade in Schlesien immer deprimierender bemerkbar. Die Unklarheit der künftigen Entwicklung verschärft oft sicherlich unnötig den Pessimismus und manches Mal sehnen die Patienten das scharfe Messer des Chirurgen, auch wenn es wehtut, recht ungeduldig herbei und wollen sich nicht mit homöopathischen Dosen mehr beruhigen lassen, da sie an den möglichen Erfolgen solchen Kuren immer stärker zweifeln. Ein ganz typisches Beispiel dafür, wie zermürbend das lange Warten auf Entscheidungen wirkt, liefert uns das Neuroder Revier. Dort liegt bekanntlich die auf traurige Art berühmt gewordene Wenzeslaus-Grube seit eineinhalb Jahren still. Die ehemalige Belegschaft, von der heute immer noch weit über tausend Köpfe vorhanden sind, kämpft ebenso lange um die Wiedereröffnung des Betriebes. Mit zäher Ausdauer hat sie es erreicht, daß endlich ein umfassendes Gutachten über die Möglichkeit, die Grube weiter zu betreiben, über den Umfang der Kohlensäuregefahr, über die Rentabilitätsaussichten in die Wege geleitet wurde. Das Gutachten liegt seit Ende Mai vor. Jede Woche, die seitdem ohne entscheidende Beratungen verstreicht, ist eine noch härtere Geduldsprobe. Die Notstandsarbeiten auf der Grube sollten am 31. Mai eingestellt werden, nachdem die dafür bewilligten Mittel von Reich und Staat aufgebraucht waren. Die Belegschaft weigerte sich jedoch aufs entschiedenste, die Grube ersaufen zu lassen. Sie führt die Arbeiten ohne Bezahlung fort. Es hat sich im Neuroder Gebiet eine Front des passiven Widerstandes aufgerichtet, die auch heute nicht gewillt ist, zu weichen. Man hat den Bergleuten Siedlungsmöglichkeiten angeboten; man hat mit allen Mitteln versucht, ihnen das Vorhaben, wieder in der Wenzeslaus-Grube zu fördern, auszureden. Es hat nichts genutzt. Seit 150 Jahren hat man dort im Bergbau gearbeitet. Man will und kann nicht in die Landwirtschaft, man will in den Schacht, wenn auch die Löhne im Neuroder Revier noch erheblich unter denen des Wal-

denburger Gebiets liegen. Auch die Schatten der 151 auf einen Schlag getöteten Kameraden schrecken die Bergleute nicht.

Das zwangsläufig nüchterne Gutachten, das nun vorliegt, ist zu dem Ergebnis gekommen, daß nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen eine Wiederaufnahme des Betriebes nicht empfohlen werden könne, da eine Amortisation und Verzinsung der Mittel nicht zu erhoffen sei. Volkswirtschaftlich müsse allerdings berücksichtigt werden, daß rund 9 Millionen Kubikmeter Kohle als anstehend erachtet werden können, die natürlich bei Ersaufen des Bergwerks in Verlust gehen würden. Die mangelnde privatwirtschaftliche Rentabilität des Betriebes, der im übrigen nach den getroffenen Sicherheitsmaßnahmen als nicht stärker kohlenensäuregefährlich bezeichnet wird, als andere in Betrieb befindliche Gruben, wird vor allem aus den sehr hohen Belastungen errechnet. Die Grube hat fast vier Millionen Schulden, davon eine Million Hypothek der Meininger Hypothekenbank, weitere 1,5 Millionen von der gleichen Bank, garantiert durch die Elektrizitätswerk Schlesien A. G., von der Reichsknappschaft 1,1 Millionen usw. Die durch E. W. Schlesien garantierte 1,5 Millionen-Hypothek würde vermutlich bei Wiederinbetriebnahme der Grube gestrichen werden. E. W. Schlesien würde sich dafür Grundstücke sichern, die nicht unmittelbar zum Betrieb gehören. Die Hypothek von einer Million der Meininger Bank kann unter Umständen gegen Hergabe von 0,5 Millionen in bar abgelöst werden. Auch die Reichsknappschaft würde sich mit einer 50prozentigen Barablösung zufriedengeben oder die Hypothek stehen lassen. Zur Abgeltung der Belastungen würde man also reichlich $1\frac{1}{4}$ Million brauchen. Außerdem müßte aber für die Grube ein Betriebskapital von 600 000 Mark beschafft werden, da alle Kosten im voraus zu bezahlen sind. Hierzu kämen die Kosten für den Aufschluß der 4. Sohle, die sehr beträchtlich sind. Insgesamt wären nach den Berechnungen des Gutachters 3 Millionen Mark sofort bereitzustellen und noch weitere 2,3 Millionen in den nächsten Jahren, wenn man nämlich eine einigermaßen normale Verzinsung und Amortisation mit in Rechnung stellte.

Nun ist allerdings der Absatz niederschlesischer Steinkohle auch in diesem Jahr weiter gesunken, und der Konkurrenzkampf zwischen den Gruben hat sich dementsprechend verschärft. Es ist darum auch nicht verwunderlich, daß die anderen Unternehmungen des niederschlesischen Bergbaureviers sich aufs heftigste gegen eine Wiedereröffnung der Wenzeslaus-Grube sträuben und erklären, wenn man 1300 Menschen auf der Grube wieder Beschäftigung geben würde, müßten im übrigen Revier ebenso viele entlassen werden. Wenn das auch, auf die genaue Zahl berechnet, kaum zutreffen dürfte, so könnte doch das Schicksal vieler hundert Waldenburger Bergarbeiter tatsächlich in Mitleidenschaft gezogen werden.

Alle diese Überlegungen und das Gutachten, das sich begreiflicherweise nicht zu der verantwortlichen Empfehlung dieser oder jener Maßnahme verstehen kann, könnten einen Vorschlag nahelegen, der sich den Überlegungen nähert, die der Berliner Professor Lederer über mögliche Krisenmaßnahmen angestellt hat. Man könnte daran denken, die Wenzeslaus-Grube in Form

eines isoliert hilfswirtschaftlich betriebenen Unternehmens wieder in Gang zu setzen, also sie aus dem Rahmen üblicher privatwirtschaftlicher Betriebsführung und üblichen privatwirtschaftlichen Kampfes um den Absatz herauszunehmen. 1300 Bergarbeiter fallen wider ihren Willen in Kreis Neurode der öffentlichen Fürsorge zur Last. Neun Millionen Kubikmeter Kohle liegen unter der Erde. Ihre Gewinnungskosten sind nach dem Gutachten nicht höher als die bei den anderen niederschlesischen Bergbaubetrieben. Wenn man auf privatwirtschaftliche Verzinsung und Amortisation der Anlagen verzichtet und ihre Wiederinbetriebnahme durch einen einmaligen „verlorenen“ Zuschuß ermöglichen würde, wären die dazu erforderlichen Mittel schon niedriger als sie heute errechnet werden müssen.

Wenn man die auf Wenzeslaus wieder zu fördernde Kohle nicht im Rahmen des allgemeinen Niederschlesischen Kohlensyndikats zur Verteilung bringen, sondern vom Markt fernhalten würde, bräuchten die anderen Bergbaubetriebe nicht so stark betroffen zu werden, als sie es heute befürchten. Man könnte die Kohle, sei es nun als Naturalleistung, sei es nun zum Selbstkostenpreis, der unter dem offiziellen Kohlenpreis liegen würde, zum Absatz unter den Arbeitslosen bringen, kurz gesagt also, eine Art Arbeitslosenhilfe durch Arbeitslose einrichten.

Zu dem normalen Marktpreis kann sich heute bei sinkenden Unterstützungssätzen der Arbeitslose nur einen wesentlich geringeren Bruchteil der Kohle beschaffen, die er durch solche Maßnahmen bekommen könnte. Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß in dem kommenden Winter jede Arbeitslosenfamilie sich gern mit erheblich größeren Kohlenmengen eindecken würde als ihr das auf dem offenen Markt möglich sein wird, wo sie nur als Käufer geringfügigster Mengen auftreten kann. Man könnte die Wenzeslaus-Kohle also sicherlich unterbringen, ohne daß der Kohlenmarkt fühlbar dadurch beeinflußt würde. Natürlich erfordert ein solches Experiment einen gewissen Apparat, der aber im wesentlichen durch die staatlichen und kommunalen Unterstützungs- und Wohlfahrtsämter gestellt werden könnte. Vor allem würde es aber Entschlußkraft erfordern und ein Herüberschauen über parteipolitische und wirtschaftspolitische Scheuklappen. Vielleicht versucht Schlesien doch noch einmal sich einigermaßen aktiv in dieser Form an Hand eines Einzelfalles in die wirtschafts- und sozialpolitischen Erwägungen der Zentralstellen einzuschalten. Man kann es niemandem bei uns verdenken, wenn er zur Resignation bereit ist, und doch ist Selbsthilfe, z. B. eben in dem hier nur kurz skizzierten Rahmen, immer noch der beste Ausweg gewesen.

Darge.

Sport

Von ernsten und heiteren Wettkämpfen

Die letzten Wochen brachten in vielen Sportzweigen die Endkämpfe um die Meisterschaft. Nachdem in monatelangen Punkte-kämpfen die Besten der Provinz festgestellt worden waren, traten sie in den Vorrunden um die Deutsche Meisterschaft an. Das Ergebnis liegt nun vor, es ist noch ungünstiger als in den anderen Jahren. Im Fußball und Handball fielen die Schlesier schon in der ersten Meisterschaftsrunde aus. Eine Ausnahme machte nur die Frauen-Handballmannschaft des Turnvereins Vorwärts in Breslau, die zum vierten Male die Meisterschaft der Deutschen Turnerschaft gewann. Aber in diesem Jahre glückte es ihr nicht, die Deutsche Meisterschaft im Kampfe mit dem besten Vertreter der D.S.B. davonzutragen. Endgegner war derselbe Sportklub Charlottenburg, den die Vorwärtsfrauen im vergangenen Jahre geschlagen hatten. Die Sparmaßnahmen der Deutschen Turnerschaft hatten die Vorwärtsfrauen der Möglichkeit beraubt, wie im vorigen Jahre durch Wochen hindurch sich an starken Gegnern zu erproben, und so mußten sie sich diesmal mit dem hohen Ergebnis 1 : 4 geschlagen bekennen.

Sehr rege beteiligten sich die Breslauer Ruderer, insbesondere die Wratislaven, der Erste Breslauer Ruderverein und die Rudergesellschaft Breslau, an auswärtigen Wettkämpfen. Sie gehören zur guten Mittelklasse und konnten eine Anzahl Siege mit nach Hause bringen. Es ist immer wieder zu bewundern, wie es diesen Vereinen gelingt, bei der jetzigen Wirtschaftslage ihren kostspieligen und anstrengenden Betrieb aufrechtzuerhalten.

Hoffnungsvoller blicken wir auf die bevorstehenden Großkämpfe im Schwimmsport. Während

die Leichtathleten bei ihren Meisterschaften am 19. Juni mit ihren Leistungen weit hinter der Rekordgrenze blieben, konnten unsere Schlesischen Schwimmer immer wieder ihre Zugehörigkeit zur internationalen Klasse unter Beweis stellen. Wir hoffen, daß bei den Meisterschaften des Deutschen Schwimmverbandes am 3. Juli in Dresden wiederum einige Meisterschaften nach Schlesien fallen. Insbesondere setzen wir unser Vertrauen im 100- und 200-m-Crawlschwimmen auf den Breslauer Karl Schubert, im 100- und 200-m-Rückenschwimmen auf den Breslauer Deutsch, und im Crawlschwimmen der Frauen auf die jungen ober-schlesischen Rekordschwimmerinnen Hilde Salbert und Lotte Kotulla. Es geht diesmal noch um mehr als um die Deutschen Meisterschaften. Die Besten sollen unsere Farben bei den Olympischen Spielen in Los Angeles vertreten, und wir hoffen, daß die vier Meisterschaftsanwärter zu den Auserwählten gehören.

Das sind die Spitzenleistungen der letzten Zeit, die im ganzen keinen Fortschritt zeigen. Aber es gibt im Sport auch eine Entwicklung in die Breite, die man hin und wieder registrieren muß, wenn sie auch weit schwerer feststellbar ist, da die klaren Zahlenergebnisse fehlen. Die Verbreiterung der Basis ist deutlich feststellbar im Wassersport. Immer wieder entstehen in Breslau neue Unterbringungsstätten für Ruder- und Paddelboote. Das Gelände am Ufer reicht nicht mehr aus, und so ist man dazu übergegangen, Bootschuppen auf Pontons in der Oder zu verankern. Dabei ist ein Vordringen von der alten klassischen Strecke zwischen Weidendamm und Wilhelmshafen in andere Oderarme festzustellen.

Eine Breitenentwicklung ist auch im Handball- und

Fußballsport unverkennbar. Neueste Errungenschaft ist die Bildung von Altherren-Mannschaften, deren Mitglieder als Sportleiter, Künstler oder Journalisten im öffentlichen Leben bekannt sind, also nach einem neueren Sprachgebrauch als Prominente anzusprechen sind. Man veranstaltet Wohltätigkeitswettkämpfe, zu denen sich auch immer einige hundert Zuschauer einfinden, die dann mit Vergnügen beobachten, daß die sportlichen Leistungen der Spieler meist im umgekehrten Verhältnis zur Prominenz stehen. Man sieht mit Freuden, daß der scharfe Kritiker sehr unscharf zielt, und daß der Schauspieler, der als Tell den Apfel auf dem Haupte seines Kindes nicht verfehlt, den Eingang in das weite Fußballtor

nicht finden kann. Es gibt aber auch wirkliche Köpfe unter den Prominenten: da ist ein sehr beliebter Sänger des Breslauer Stadttheaters, der als Sturmführer sehr gefragt ist, der Sonntag für Sonntag starten muß, und der schon im Rundfunk über seine Wettkämpfe interviewt wurde. Es haben sich dabei schon allerhand reizvolle Kombinationen ergeben: Sportpresse gegen Vereinigte Theater, Sportpresse gegen Sportführer, Sportpresse und Funk gegen Künstler und Sänger, und die Liste könnte unter Zuhilfenahme anderer Gruppen, die im Geistes- und Kunstleben führend sind, noch weiter fortgesetzt werden, als lebendiger Beweis dafür, daß Sport und Geist sich nicht ausschließen.
F. Wenzel.

Bücher

Zwei Jubiläen schlesischer Verläge

200 JAHRE WILH. GOTTL. KORN BRESLAU, 1732—1932. Von Dr. Hans Jessen. Breslau (1932 Wilh. Gottl. Korn, XIV und 391 S.)

Im Vorworte dieses Buches bezeichnet der derzeitige Inhaber der Kornschen Firma den Verleger als „den Treuhänder geistigen Schaffens“. Von dem gleichen verantwortungsvollen Ernst, der diesem hübschen Vergleich zugrunde liegt, wird auch die von dem Bibliotheksrat der hiesigen Universitätsbibliothek Dr. Jessen verfaßte Darstellung der Kornschen Verlagsgeschichte getragen. Eine Jubiläumsdarstellung, die dem leider immer seltener werdenden Anlaß der besinnlichen Rückschau auf alten, durch viele Generationen bewahrten Familienbesitz ihre Entstehung verdankt, rückt sie gleichwohl programmatisch von familienhafter Aufdringlichkeit und Überbewertung der Leistungen ab, die auch noch in der modernen Unternehmerbiographie gar zu leicht den Charakter solcher „Festschriften“ bestimmen. Entsprechend den sechs Generationen des Kornschen Verlagshauses ist der Stoff über sechs Kapitel verteilt, die sich um das Lebenswerk des jeweils hervorragendsten Generationsvertreters gruppieren, um dann in ihnen die Bedeutung desselben für die einzelnen Zweige der buchhändlerischen Tätigkeit der Firma: Buchverlag, Buch- und Antiquariatsbuchhandel, Zeitungs- und Zeitschriftenverlag, eingehend zu würdigen. Mit Rücksicht auf den zeitweilig die übrigen Geschäftszweige beherrschenden Zeitungsverlag werden innerhalb der einzelnen Biographien die Epochen der politischen Geschichte sorgfältig berücksichtigt und die Biographien selbst durch Hineinstellung in die größeren Zusammenhänge vor lokaler Isolierung bewahrt. Immer wieder wird erörtert, wann und warum im Gesamtverlauf der Firmengeschichte der eine oder der andere Geschäftszweig dominierte, und das dafür erforderliche Material trotz der bruchstückhaften Überlieferung mit erfreulicher Energie beigebracht, wobei sich Jessen von neuem als der gute Kenner der allgemeinen Zeitungs- und Buchhandelsgeschichte bewährt, als den wir ihn aus seinen früheren Veröffentlichungen kennen. Denn darin beruht der für die schlesische Geschichtsforschung bedeutsamste Ertrag dieses Buches, daß es einen mutigen Vorstoß in die so gut wie noch gar nicht erschlossenen Bezirke der schlesischen Buchhandelsgeschichte darstellt und an einem größeren Beispiele, namentlich hinsichtlich der Stoffbeschaffung, zeigt, wie man auch auf die-

sem von der historischen Überlieferung so stiefmütterlich bedachten Gebiete mancher Schwierigkeiten Herr werden kann, die bis dahin für kaum überwindlich gehalten wurden.

Prof. Friedrich Andreae.

ZUM HUNDERTJÄHRIGEN JUBILÄUM DES VERLAGES FERDINAND HIRT.

Um die deutsche Bildung und deutsche Kultur hat sich der Verlag Ferdinand Hirt unvergängliche Verdienste erworben; wir denken an seine vielen Unterrichtswerke, an seine mannigfachen Lesebücher und nicht zum wenigsten an die „Seydlitzsche Geographie“. Große Verbreitung gefunden hat die Sammlung „Jedermanns Bücherei“. Schon der Titel zeigt, welche Ziele sie sich setzt. Sie will, unter bewußter Beschränkung auf das Wesentliche, eine Gesamtdarstellung unseres Wissens geben. Die Ergebnisse von Sonderuntersuchungen werden von Fachkennern in gemeinverständlicher Form geboten. In den einzelnen Abteilungen sind u. a. Religionswissenschaft, Philosophie, Geschichte, Erziehungswesen, Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaft, Literatur, bildende Kunst, Musik, Völkerkunde, Medizin, Mathematik und Technik berücksichtigt. Für Kulturgedanken, wie sie heute Stefan George nebst seinen Freunden vertritt, setzt sich der Verlag Hirt ein in den „Werken der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst“. Da wird Nietzsche als Richter unserer Zeit gewürdigt, das Schicksal der Musik von der Antike bis zur Gegenwart verfolgt, die Heldensagen der germanischen Frühzeit sind in einem Band vereint, „Stimmen des Rheins“ sind gesammelt, Friedrich Wolters veröffentlicht seine „Vier Reden über das Vaterland“, von den Steinen gibt Staatsbriefe des Hohenstaufenkaisers Friedrichs II. in einer Übersetzung heraus. Auf eine ganz neue Grundlage sucht Wolters den Deutschunterricht zu stellen, davon zeugt das wagemutige Lesewerk „Der Deutsche“; schon die Titel der fünf Bände sind bezeichnend: Das Bild der Antike bei den Germanen — Sicht und Vorzeit in Mittelalter — Die Neuzeit im deutschen Bereich — Die Gestalt des Deutschen — Erde, Gewächs und Weltall. Aus Liebe zu deutschem Wesen geboren sind auch die Bücher von Wolfram von den Steinen über Franziscus und Dominicus, Bernhard von Clairvaux, Karl den Großen, Otto I. — sie erscheinen unter dem Gesamtamen „Heilige und Helden

Teilstück aus dem gestickten Streifen eines Chormantels
Danzig, Marienkirche



Danzig (?)
1. Hälfte 15. Jahrhundert

des Mittelalters". Erwecker, Männer schicksalhaften Tuns wollen sie vor uns aufrichten. Die Kräfte, die einst aufbauend wirkten — nicht die Formen! — sollen weitergetragen werden, damit die Kluft zwischen einst und Zukunft überbrückt werde. Überall spürt man eine Neuheit der Auffassung. Das wahre Lebendige wird Gestalt. Die Linien sind streng, die Darstellung ist künstlerisch: hier ist Geschichte groß geschaut. Ein bedeutsames Unternehmen, nach dem Kriege begonnen, ist „Hirts Deutsche Sammlung“. In guter Ausstattung und trefflicher Auswahl werden Ge-

dichte, Erzählungen, Märchen, Sagen, Legenden, Schwänke, Epen und Dramen und gedankliche Prosa geboten; zwei weitere Abteilungen sind der Länder- und Völkerkunde sowie der „Natur und Naturkunde“ gewidmet. Das Ganze: die Grundlage für eine wahre Bildung! Zugleich ein erneuter Beweis für den ersten Willen des Verlages Ferdinand Hirt, seinen alten, hohen Zielen auch in unseren wirtschaftlich so außerordentlich schwierigen Tagen mit unentwegter Treue zu dienen.

Dr. Helmut Wocke.

Der Danziger Paramentenschatz

Der seit langem erwartete erste Band des von Walter Mannowsky, dem Direktor des Danziger Museums, bearbeiteten Werkes über den einzigartigen Bestand der Danziger Marienkirche liegt nun vor. Er betitelt sich „Der Danziger Paramentenschatz“ und ist in der Brandusschen Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienen. Es gehört sehr viel Idealismus und kaufmännischer Mut dazu,

um in einer Zeit wie der unsrigen eine derartige Prachtpublikation herauszubringen. Aber gerade Textilien erfordern eine besonders gute Reproduktion, und es ist zu begrüßen, daß das vorliegende Tafelwerk zahlreiche Lupenaufnahmen, die die Struktur der Gewebe deutlich erkennen lassen, bringt. Bekanntlich gehört der Paramentenschatz der Marienkirche in Danzig zu

den bedeutendsten der ganzen Welt, enthält er doch allein an vollständigen Gewändern aus italienischen Stoffen des Trecento mehr, als alle Kirchen und Sammlungen in Italien selbst zusammen genommen besitzen.

Mannowsky, gibt in einer Einleitung einen Überblick über die Geschichte dieses Paramentenschatzes, der recht interessante Aufschlüsse über die Verschleuderung des Bestandes im neunzehnten Jahrhundert vermittelt.

Dem Tafelwerk liegt der Katalog der Ausstellung von 1929, die zum erstenmal den gesamten Schatz zeigte, zugrunde. Auf die Einleitung folgt unter dem Obertitel „Liturgische Gewandung“ in Katalog-Form die genaue Beschreibung mit Angabe über Herkunft, Entstehung und Quellennachweise von 27 Chormänteln und einem Schild zu einer Kappa. Diese Arbeiten sind zwischen Beginn des 14. und Ende des 15. Jahrhunderts entstanden. Mit Ausnahme der drei in Fachkreisen sehr bekannten frühesten Seidengewebe, von denen zwei in China und das dritte wahrscheinlich in Mesopotamien hergestellt sind, sind sämtliche übrigen Stoffe der Chormäntel italienischen Ursprungs, von denen sich acht für Lucca, vier für Venedig und einer für Florenz bestimmen lassen. Nur ein Viertel der Chormäntel ist mit Stickereien, ausschließlich Arbeiten des 15. Jahrhunderts, besetzt, außer englischen und norddeutschen auch mit solchen des südostdeutschen schlesisch-böhmischen Kunstkreises. Zu den köstlichsten Arbeiten der mittelalterlichen Stickereikunst gehören die zwei Streifen an einem Chormantel der Danziger Marienkirche (1425), die in je fünf Feldern unter burgartigen Baldachinen Szenen der Magdalenenlegende im engen Anschluß an die Legende aurea wiedergaben. Wir bringen als Abbildung Magdalena, umgeben von den bösen Lüsten in Gestalt von Menschen mit Tierköpfen (in dem Tafelwerk als Titelbild mit Farben wiedergegeben). Diese Darstellung hat engste Beziehungen zu unserm schlesisch-böhmischen Kunstkreis.

Mannowsky verfällt ein wenig in einen übrigens durchaus verzeihlichen Lokalpatriotismus, wenn er diese Perle gotischer Stickkunst „als wahrscheinlich in Danzig entstanden“ bezeichnet. Wenn auch die Entstehung vermutlich in Prag zu suchen ist, so hat Mannowskys These doch insofern eine gewisse Berechtigung, als eben die Ausstrahlungen von Prag auch im deutschen Nordosten noch ziemlich stark spürbar sind.

Der erste Band dieses schönen und gut ausgestatteten Werkes läßt mit Spannung den zweiten erwarten. Inwieweit die einzelnen Zuschreibungen besonders der Stickereien, berechtigt sind, wird man erst dann beurteilen können, wenn das ganze Werk abgeschlossen ist. Schellenberg.

PETER EPSTEIN und ERNST SCHEYER: FÜHRER UND KATALOG ZUR SAMMLUNG ALTER MUSIKINSTRUMENTE IM SCHLESISCHEN MUSEUM FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER. Breslau 1932, Verlag des Museums.

Den Wert der kleinen, aber aufschlußreichen Sammlung alter Musikinstrumente im Schlesischen Museum wußten die Fachleute immer zu schätzen; der Laie aber stand ziemlich ratlos vor den technischen Hilfsmitteln einer Musizierpraxis, deren Form, Sinn und Geist er nicht kannte. Peter Epstein und Ernst Scheyer haben den Bestand katalogisiert, und zwar in der Art, daß sie, dem Ordnungsgedanken des Berliner Katalogs von Curt Sachs folgend, das Material in die Instrumenten-„Familien“ eingruppierten. Das erleichtert dem nicht fachmännisch gebildeten Betrachter die Übersicht und läßt ihn sofort Wesentliches in der Bauart und Gebrauchsmöglichkeit der Instrumente erkennen. Für den Laien sind die Charakteristiken der Instrumentenfamilien — Art der Tonerzeugung, Wirkung des Tones, Verwendung des Instrumentes — lehrreich. Die genaue Beschreibung der einzelnen Instrumentenexemplare lenkt die Aufmerksamkeit des Betrachters auf die Eigentümlichkeiten der Konstruktion und gibt dem sachkundigen Leser des Katalogs ein deutliches Bild des Bestandes. Das Vorhandensein der seit langem stark entbehrten Arbeit wird auch die musikstudierende Jugend, vielleicht sogar berufstätige Musiker und Dirigenten zur Besichtigung der Sammlung anregen. Es handelt sich dabei nicht nur um die Möglichkeit, historisches Interesse zu befriedigen. Aus der Kenntnis der alten Instrumente heraus wächst das Verständnis für den Stil der Wiedergabe alter Musik. Über dem philologischen Studium alter Musik ist das Studium der Aufführungspraxis lange vernachlässigt worden. Erst die Kenntnis von dem klingenden Geschehen gibt einer Renaissance das stützende Fundament. Dem wissenschaftlichen und propagierenden Wert des neuen Katalogs steht der praktisch-instruktive zur Seite. Rudolf Bilke.

BILDER AUS NIEDERSCHLESILIEN — BEUTHEN, GLEIWITZ, HINDENBURG — NEUSTADT OS. BILDER AUS DER GRENZMARK. Berlin, Das Archiv, Verlagsgesellschaft für Städtebau.

Diese stattlichen Bände dienen in erster Reihe Werbezwecken und geben daher vor allem Auskunft über die wirtschaftlichen Verhältnisse der berücksichtigten Orte. Aber sie haben doch auch kulturgeschichtlichen Wert, insbesondere durch die zahlreichen, meist sehr gut ausgeführten Bilder. Inhaltlich sind sie sehr ungleich, je nach der Beteiligung der einzelnen Gemeinden, Beuthen und Gleiwitz z. B. sind dürftig, Neustadt ist recht reichhaltig, im Grenzmarkbande ist der Teil über Meseritz sehr ausgiebig und vielseitig bedacht. H. J.

Mitteilungen der Vereine

SCHLESISCHER LANDESVERBAND DES DEUTSCHEN WERKBUNDES Breslau 1, Junkernst. 9. In der diesjährigen Mitgliederversammlung des Schles. Landesverbandes des Deutschen Werkbundes erstattete Prof. Wolf Bericht über die Tätigkeit des letzten Jahres. Für die ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden gewählt: Archi-

tekt Fritz Roder (als Vorsitzender), Prof. Hennig-Bunzlau, Arch. Dipl.-Ing. Lauterbach, Arch. Jaeger und Bildhauer Myrtek. Hinzu tritt als Vertrauensmann des Deutschen Werkbundes für Schlesien Oberbaurat Konwiarz. Die Geschäftsstelle befindet sich nunmehr Breslau 1, Junkernstraße 9.

Schlesisches Sinnenreich

Um Kuno Fischer

Von dem berühmten Heidelberger Philosophen, der, in der Nähe von Guhrau geboren, zu den aus Schlesien stammenden Großen gezählt werden kann, sind sehr viele Anekdoten und lustige Geschichten im Umlauf.

Kuno Fischer besaß ein großes Selbstbewußtsein. Und so soll er einmal im Kolleg geäußert haben: „Genau genommen gibt es in Deutschland nämlich nur zwei hervorragende moderne Philosophen — der andere, Windelband, lehrt in Freiburg!“

Für das ihm verliehene Prädikat „Exzellenz“ hatte er immer eine große Vorliebe. Es war unter den Studenten eine Art stille Übereinkunft, den verehrten Lehrer so oft wie möglich mit diesem Titel anzureden. Einer ging dabei so weit, daß es sogar Fischer zuviel wurde, und er ihm schließlich freundlich lächelnd abwinkte: „Nicht immerfort ‚Exzellenz‘, mein Lieber, immer nur so hin und wieder.“

Ein neu nach Heidelberg berufener Professor bezweifelte einmal bei einer studentischen Kneipe die Echtheit und Dauer von Kuno Fischers Ruhm. Die Studenten amüsierten sich, man sprach und lachte in der Stadt darüber, und schließlich kam es auch Kuno Fischer selber zu Ohren. In einer Gesellschaft trafen sich die beiden Professoren. Kuno Fischer ignorierte den Spötter, obgleich dieser sich sehr um eine Unterhaltung mit ihm bemühte. Bei Tisch fragte Kuno Fischer seine Tischdame sehr laut: „Wer ist eigentlich dieser Gymnasiast?“

Kuno Fischer erzählte einmal in einem größeren Kreise von dem etwas törichten und wenig gebildeten Onkel eines seiner Mitschüler eine lustige — wenn auch kaum glaubliche — Geschichte. Dieser Onkel kam nämlich eines Tages zu seinem Neffen, als dieser gerade mit Hilfe der Logarithmen-Tafel arbeitete. Erstaunt über dieses nur mit Zahlen angefüllte Buch fragte er, was das bedeutete. Der Knabe verulkte ihn und bezeichnete die Logarithmen-Tafel als die gesammelten Hausnummern von Europa. Der Mann glaubte das wirklich. Und abends sagte er bei einer Gesellschaft, daß an die heutige Jugend wirklich zu viel Anforderungen gestellt würden. Da mußte z. B. sein Neffe die Hausnummern von Europa lernen. Das fände er doch zuviel. Man könnte sich dadurch vielleicht manchmal auf Reisen ganz gut zurechtfinden, aber die Arbeit wäre doch zu groß!

Vor 70 Jahren

Damals erschien ein humoristisch-satirischer Breslauer Almanach, der Prophezeiungen für jeden Tag des Jahres 1862 brachte. Wir entnehmen der kleinen Flugschrift, als deren Verfasser ein Doktor Münchhausen (Pseudonym für Emil Meyer) zeichnet, die folgenden Prophezeiungen, die vielleicht noch heute Interesse finden werden:

Von den Ersparnissen, welche Herr Cafetier Kullicke durch die Preisermäßigung der Gas-Gesellschaft gemacht, ist es ihm möglich geworden, eine Eisenbahnextrafahrt nach Obernigk zu machen — aber nur 4. Klasse.

*

Viele Leute entäußern sich ihrer notwendigsten Sachen, um dem Leihamt auf die Beine zu helfen.

*

Die Reporter der hiesigen Zeitungen stellen ihre Tätigkeit ein und leben fortan von den Renten ihrer Ersparnisse.

*

Der Stadt liegt ein Prospekt zur Besteuerung der Bettler und der belästigenden fliegenden Blumenbälger vor.

*

Bei der Ultimo-Regulierung an der Börse haben keinerlei Tätlichkeiten stattgefunden.

*

Heute wird die vor drei Jahren erbetene Erlaubnis zur Aufstellung der Stangenschen Anschlagssäulen erteilt.

*

Viele Leute fangen an, wegen der Unerschwinglichkeit der Mietspreise ihre Miete abzuwohnen.

*

Die Stadt beschert den Einwohnern 25 Prozent Zuschlag. Der Rückschlag macht sich in dem Rundgesang: „Da haben wir die Bescherung“ bemerkbar.

**Schauspiele
Opern**

Filme

Konzerte

**Vorträge
Bilder**

Bücher

Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr

Tatsache ist:
1. tens, das Apotheker **Kluges**
Echt Warmbrunner Nerven-Balsam,
hergestellt aus Gewirgskräutern, das besterprobte Mittel ist bei:
Ischias, Gicht, Norven-Herz- u. Rheumaleiden
2. tens, das **Warmbrunner Pillen (Abführpillen)**
hergestellt aus Pflanzen-Extracten, sich äußerst
bewährt haben bei:
Hämorrhoidalbeschwerden,
Gallenleiden, trägem Stuhl,
Fettsucht, bei Blut-
reinigungskuren.

Apotheker **G. Kluge**, Schloss-Apotheke Bad Warmbrunn i. Riesengeb.
Bezug direkt u. durch andere Apotheken.

Besonderer Beachtung

empfehlen wir die dem vor-
liegenden Heft angeglieder-
ten Prospekte über die

Schles. Tage 1932

und Hans Grimms Gegen-
wartsroman

Volk ohne Raum

(Albert Langen / Georg
Müller-Verlag, München)

Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G. G. V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 60 Ortsgrup-
pen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen
mit zusammen 10 000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft
zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das
Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege,
Aussichtstürme, die Wegebezeichnung und
zwei Gebirgsbauden: die Hinden-
burgbaude in Grunwald bei Bad Reinerz
sowie die Brandbaude bei Habelschwerdt.

Der G. G. V.

pfllegt die Heimatforschung und Volkskunde,
er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er
schuf und unterhält das Glatzer Heimat-
museum und baut es durch Neuerwerbungen
ständig aus. Die reich illustrierte Vereins-
zeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ erscheint
jährlich in 6 Hefen, die den Mitgliedern frei
und unentgeltlich zugehen. Mitgliedsbeitrag
jährlich 3,50 RM. Meldungen sind zu richten an
die Ortsgruppen oder an den Hauptvorstand
in Glatz. Postscheck-Konto Breslau 14110.

Der Hauptvorstand des G. G. V.

Bürgermeister Goebel, Glatz, 1. Vorsitzender.
Tierarzt Roemer, Hauptgeschäftsführer,
Glatz, Neulandstr. 1, Fernruf Glatz 110

Soeben erschienen:

**Völkertafel
Wörterbuch**

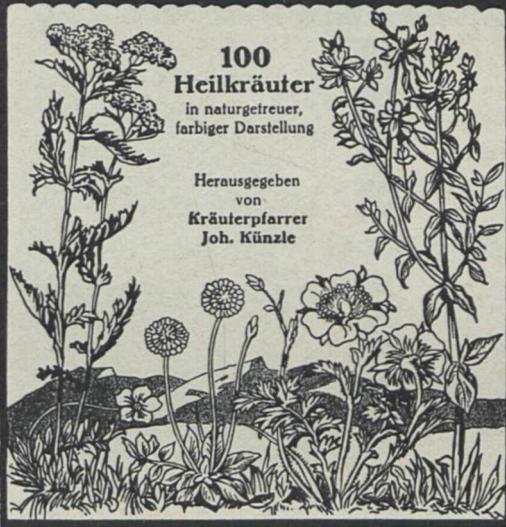
erste vollständige Sammlung von
Dr. Will-Erich Peuckert
herausgegeben von der Schlesi-
schen Gesellschaft für Volkskunde

674 Seiten Leinenband RM. 14.—

**Ostdeutsche
Verlagsanstalt Breslau**

Kräuteratlas

zu
Pfarrer Künzle's Heilkräuterbüchlein
Chrut und Uchrut



100
Heilkräuter
in naturgetreuer,
farbiger Darstellung

Herausgegeben
von
Kräuterpfarrer
Joh. Künzle

Wieviel heilsame Kräuter birgt
Feld und Wald, wenn man sie
entsprechend zu nützen weiß.

Pfarrer Künzle's Kräuter-Atlas

soll dazu Ihr Helfer sein. Die
vielen farbigen Pflanzenbilder
mit eingehenden Anleitungen
erleichtern Ihnen das Sammeln.
Sie erhalten das Bändchen zu
RM. 1.—

Verlag Otto Walter A.-G.
Konstanz (Baden)

Kynastvolksspiel „Kunigunde“

Burg Kynast / 13. Spieljahr

Über 550 Aufführungen

Vom 29. Juni bis 31. August
Mittwoch, Sonnabend, Sonntag 16 Uhr
Vereine, Schulen: Sondervergünstigung

Anfragen:
Oberschreiberhau, „Haus Bergfrieden“, Telefon 163
= Waldemar Müller-Eberhart-Spiele e. V. =



Stimm 60
Stimm vom 1. Jyl

von Paul Keller;
es ist der köstlichste und befreiendste
Seriennroman, der je geschrieben wurde.

Die Kölnische Zeitung schreibt:
„Im Kern handelt es sich um eine uralte Weisheit,
die verjüngende Kraft natürlicher Lebensweise auf
dem Lande. Ein junger Arzt gründet ein ländliches
Erholungsheim. Die Gäste kommen. Der Humor,
der sich entwickelt, hat nichts gemein mit billigen
Schwankspäßen und hergebrachten Sommerfrischen-
figuren. Er hat die tiefere Bedeutungsweise lächelnder
Menschenkenntnis. Ein herrlicher Optimismus predigt
den Glauben an die Kraft der Selbstbefreiung des
Menschen durch den Willen. Das tiefere Wesen des
Buches liegt aber nicht in der lustig-anmutigen
Handlung, sondern in dem köstlichen ethischen
Gehalte sieghaft heiterer Lebensphilosophie. Wir
haben ein wirkliches Kunstwerk des Humors vor uns.“

376 Seiten In Leinen gebd. RM. 2⁸⁵

In allen Buchhandlungen
BERGSTADTVERLAG Breslau

Kämpfe

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesischen Kunstlebens betrachtet die Schlesische Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesischen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Ignoranz

Kritiken in der Schlesischen Zeitung sind von jeher als besonders sachkundig u. tiefgründig anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesische



Zeitung

Verlag Wilh. Gollf. Korn
Breslau 1 — 191. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,50
Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,—
einschließl. der Wochenbeilage Schlesische Illustrierte Zeitung

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemo-
kratische Tages-
zeitung des Ostens

ist das Blatt der
**Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

▶
Anzeigen
haben stets Erfolg

Sogroß →

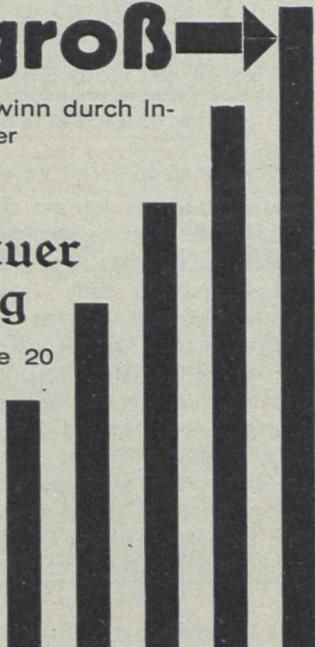
wird Ihr Gewinn durch In-
sertion in der

Neuen Breslauer Zeitung

Herrenstraße 20

Tel. 23 147/48

Probe-
nummern
jederzeit
gratis
erhältlich



Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des süddeutschen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Szodrok

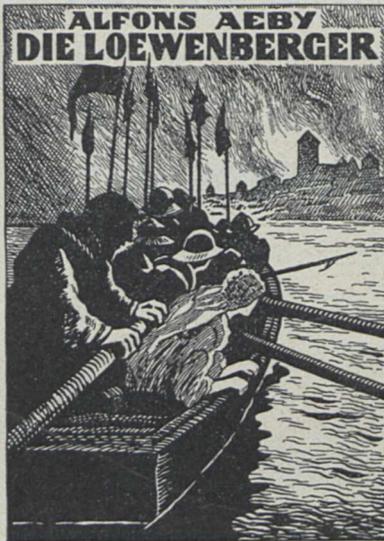
Verlag Oppeln, Eichendorffstr. 14

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-
schlesischen Kultur- und Bildungsfragen
beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-
schlesier‘ vorübergehen.“

*

DIE LOWENBERGER



Historischer Roman von Alfons Aebly

Broschiert RM. 4.—, gebunden RM. 4.80

Ein historischer Roman, der nicht seinesgleichen hat, weil er mit außerordentlicher Lebendigkeit eine Welt der Geschichte heraufbeschwört, Gestalten wie Karl den Kühnen, Bubenberg, Waldmann auf den Plan ruft und den Riesenkampf zweier Weltanschauungen in vollendeter Sprachgewalt hinhämmert, aber auch das ergreifende, menschliche Geschick einer Familie mit eigenköpfigen, leidenschaftlichen, jungen Menschen darin verflucht, daß man in innerer Spannung und Erschütterung das Werk in einem Atemzuge liest. Der Verfasser, Alfons Aebly, bezeugt eine Rasse wie kein zweiter, darum sind die „Löwenberger“ ein Zeitbild, das man kennen muß.

Verlag Otto Walter A.-G., Konstanz (Baden)

Sie danken uns

ganz sicher dafür, daß wir Sie auf die interessanten Bücher von F. H. Achermann aufmerksam gemacht haben.

Prähistorische Romane

Der Totenrufer von Halodin. (Aus den Wildnissen der ersten Eisenzeit.) Brosch. RM. 4.80, geb. RM. 6.—
Die Jäger vom Thursee. (Aus der Zeit 1700 vor Christus.) Broschiert RM. 2.70, gebunden RM. 3.60
Auf der Fährte des Höhlenlöwen. (Aus der Eiszeit.) Broschiert RM. 2.70, gebunden RM. 3.60
Kannibalen der Eiszeit. (Aus den Tagen der Sintflut.) Broschiert RM. 2.70, gebunden RM. 3.60
Der Schatz des Pfahlbauers. (Aus der Bronzezeit.) Broschiert RM. 2.70, gebunden RM. 3.60

Historische und Zeitromane

William Thomson, der Aussätzige. (Gesellschaftsroman aus unseren Tagen.) Broschiert RM. 2.70 gebunden RM. 3.60.
Die Madonna von Meltingen. (Historischer Roman aus der Reisläuferzeit um 1515.) Broschiert RM. 2.70, gebunden RM. 3.60.
Der Henker von Basel und andere Erzählungen. Illustriert. Broschiert RM. 2.70, gebunden RM. 3.60.
Der Wildhüter von Beckenried. (Aus Nidwaldens letzten Tagen v. 1798.) Brosch. RM. 2.40, geb. RM. 3.20.
Die Kammerzofe Robespierres. (Historischer Roman aus der französischen Revolution.) Broschiert RM. 2.40, gebunden RM. 3.20.
Im Banne der ewigen Gletscher. (Roman aus der Gegenwart.) Brosch. RM. 2.40, geb. RM. 3.20
Aram Béla. (Roman einer Bekehrung.) Broschiert RM. 2.40 gebunden RM. 3.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag Otto Walter A.-G., Konstanz a. B.

Moeller van den Bruck

Das Recht der jungen Völker

Eine Sammlung politischer Aufsätze
herausgegeben von Hans Schwarz
Gebunden RM. 6.—

Stimmen der Presse:

„Moeller hat als Erster begriffen, was die
Sozialisierung der Außenpolitik bedeutet.“

Die Tat.

„Wenn dies neue Moellerbuch einer beson-
deren Empfehlung bedürfte, so wäre von ihm
zu sagen, daß es die Sprache eines Mannes
besitzt, der das Tiefste gedacht und das Le-
bendigste geliebt hat . . . Es sind die seheri-
schen und gestaltenden Schriften eines poli-
tischen Genius, der sein Testament für die
Jugend schrieb.“

Der Tag.

„Mit großem politischen Weitblick und fei-
nem Verständnis für die gegebenen Möglich-
keiten werden hier Fragen behandelt, die bis
heute ihre Lösung noch nicht gefunden haben,
und die gerade gegenwärtig wieder mehr denn
je in den Mittelpunkt des politischen Inter-
esses gerückt sind.“

Kölnische Zeitung.

„Das Buch ist eine zeitgeschichtliche Tat,
deren Bedeutung weit über jeder rein litera-
rischen Bewertung steht.“

Hamburger Nachrichten.

„Immer deutlicher wird der gewaltige Ver-
lust, den das junge Deutschland mit dem Tode
Moeller van den Brucks erlitten hat. Das
ausgezeichnete Werk verdient stärkste Be-
achtung.“

Der Angriff.

„So sind hier die Probleme bereits angedeu-
tet und umrissen, um deren Lösung wir heute
ringen und hier ist uns die Richtung gewie-
sen, die wir um die Zukunft der Nation wil-
len einschlagen müssen.“

Hamburger Tageblatt.

Der Nahe Osten, Verlag G. m. b. H.,
Berlin W 35, Lützowstraße 41